



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

**Vergißmeinnicht**  
**1935**

3 (1935)

---

# Beregíßmeinnicht

 Illustrierte Zeitschrift der  
Mariannhiller Mission 

Nummer 3

März 1935

53. Jahrgang

## Sankt Joseph

Wo war ein Herz wie deines treu,  
Wie deins an heil'ger Liebe reich!  
So rein wie frischgefall'ner Schnee,  
So demutvoll, so still und weich.

Und war auch arm dein kleines Haus  
Und hieltst du schwer die Not nur fern —  
Es barg des Reichtums Fülle doch:  
Mit ihrem Kind die Braut des Herrn!

Wie strahlte hell dein Auge auf,  
Wenn „Vater“ sprach das süße Kind!  
Wie bebte dir dein Herz vor Glück,  
Wenn es sich an dich schmiegte kind!

In harter Arbeit regtest du  
Die fleiß'gen Hände ohne Rast  
Und trugst geduldig Jahr um Jahr  
Der grauen Alltagssorgen Last.

Und als dann heim der Herr dich rief,  
Als treu dein Lebenswerk vollbracht:  
In seinen Armen hast du still  
Die müden Augen zugemacht. — —

O Joseph, bitte du für mich,  
Dass treu mein Herz und still und rein,  
Dass ich wie du in letzter Not  
In Jesu Armen schlafe ein.

Henriette Brey

# Opera mea Regi! Mein Lebenswerk gehört dem König!

Katholische Jugend — Christusjugend! Katholischer Junge — Bannerträger Christi! Merk auf!

Hast Du schon gelesen von den Märtyrerhelden unserer Tage? Gewiß kennst Du viele Märtyrer der ersten christlichen Jahrhunderte. Du hast gehört vom hl. Tarsius. Er ließ sich lieber zu Tode steinigen, als den Heiland zu verraten, den er auf der Brust trug. Du hast gehört von den christlichen Soldaten der Thebäischen Legion. Die ließen sich — es waren über 6000 Mann — lieber niederhauen, als den Göttern zu opfern und dadurch Christus, ihrem König, den Fahneneid der hl. Taufe zu brechen. In Deinem Herzen sprach dann leise eine Stimme: „So hätte ich es auch gemacht wie der hl. Tarsius, wie diese tapferen christlichen Soldaten, wenn ich damals gelebt hätte, vor vielen hundert Jahren, als noch Märtyrerblut floß!“

Höre, katholischer Junge! Auch heute noch fließt Märtyrerblut! Kennst Du die beiden großen katholischen Wochenblätter „Junge Front“ und „Der Katholik“? Darin stehen so oft Schilderungen von den Blutzeugen in Spanien. Da kannst Du lesen, wie junge Seminaristen zu Tode gemartert wurden und bis zum letzten Atemzuge riefen: „Es lebe Christus, der König!“ Katholischer Junge! Brächtest Du das auch fertig?

Gott sei Dank! Echte, katholische Jugend in Deutschland ist froh und stolz ob ihres heiligen Glaubens. Der hl. Vater in Rom weiß das und freut sich dessen. An Weihnachten sagte er zum Bischof von Berlin: „Ganz besonders grüße und segne ich die katholische Jugend, die so treu zu Christus und zur Kirche steht!“



Missionsseminar Alloysianum Lohr am Main.  
Durch diese Pforte zieht am Ferienende die  
muntere Schar der Missionsstudenten

In diesem großen Heer begeisterter Christusjugend gibt es aber noch eine kleinere Zahl von besonders ausgewählten. Diese machen zunächst nicht viel von sich reden. Sie leben still und in treuer Kameradschaft in den Priester- und Missionsseminarien. Auf ihrer Fahne steht geschrieben: „Opera mea Regi!“ — „Mein ganzes Lebenswerk gehört Christus, dem König!“ Frontkämpfer wollen sie werden, eine Eroberungsarmee für Gottes Reich. Sind die langen Jahre des Studiums vorbei, dann ziehen sie hinaus ins ferne, weite Heidenland. Was in der Heimat

trotz aller Anstrengung der Bischöfe und Priester durch das neue Heidentum verloren geht, das gewinnen sie mehrfach wieder in Afrika und Asien, in Indien und auf den fernen Inseln der Südsee.

Eine herrliche Lebensausgabe! Ein kostbarer Beruf! Glücklich der Junge, den Christus, der König, zu seinem Frontoffizier ernennt! Zum Helden ist er bestimmt! Zwar nicht gemächlich und bequem und idisch-vergnüglich ist sein Leben. Schon die Ausbildung im Seminar fordert manches Opfer und manchen Verzicht von ihm und von seinen Eltern. Wenn aber Christkönig selber ruft und um die Opfer bittet, wer vermöchte dann zu sagen: „Nein, ich mag nicht!“

Katholischer Junge! Hast Du diesen Ruf gehört in Deiner Seele? zieht es Dich hin zum Dienste Gottes? Zum Altar des Herrn? Zu Gebet und Opfer? Zur katholischen Missionsfront im Heidenland?

Katholischer Junge! Möchtest Du ein Held werden wie die Märtyrer unserer Tage in Spanien und Mexiko? ziebst Du ein Leben der Kämpfe und Siege für Christus und seine Kirche jedem anderen Leben vor?

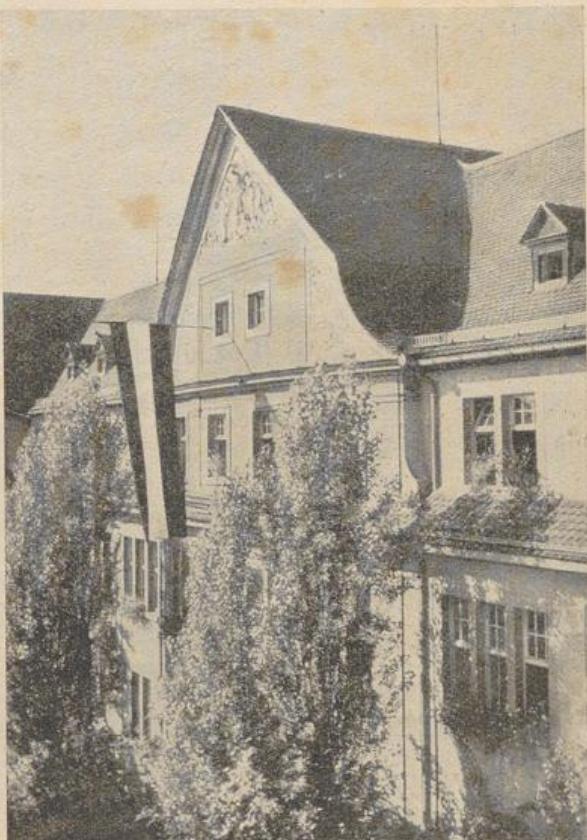
Katholischer Junge! Willsst Du Priester und Missionar werden? Und willst Du das in Mariannhill, von dem diese Zeitschrift Dir soviel Schönes zu erzählen weiß?

Dann komm, ich erwarte Dich!

Ostern beginnt im Alloysianum zu Lohr am Main ein neues Schuljahr für Gymnasiasten. Bist Du für das Gymnasium schon zu alt, dann wende Dich an das Missionsseminar St. Josef in Reimlingen, Schwaben, oder an das Missionshaus St. Bonifaz in Schurgast O. S.; oder an das Missionshaus St. Josef in Altdorf, Schweiz.

Hast Du aber das 13. Lebensjahr noch nicht überschritten oder bist Du bereits Schüler eines Gymnasiums, dann schreibe getrost einen Brief an

P. Direktor, Missionsseminar Alloysianum,  
Lohr a. Main, Unterfranken.



Missionsseminar Alloysianum, Lohr a. Main

# Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten!

Am Mikrophon: P. Otto Heberling RMM.

**Tauffeierlichkeiten:** 1. Auf der Missionsstation Marizell: Auf der am Fuße der majestätischen Drakensberge gelegenen schönen Missionsstation Marizell fand Ende letzten Jahres eine große Tauffeierlichkeit statt. Der Missionar, P. Georg Eder RMM. spendete 80 Katechumenen, Kindern und Erwachsenen, die hl. Taufe.

2. Auf der Missionsstation Kewelaer: Am Sonntag, den 2. Dezember 1934, tauftete der Missionar von Kewelaer, P. Josef Schwemmer RMM., 50 glückliche braune Naturkinder. Am gleichen Tage empfingen 67 eingeborene Christen ihre erste hl. Kommunion.

3. Auf einer Außenstation v. Mariannhill — Mtschingwane: Auch auf einer Außenstation von Mariannhill, Mtschingwane, wurden, nachdem in Mariannhill selbst sehr viele durch das Bad der Wiedergeburt Kinder Gottes geworden waren, von P. Felix Seger RMM. 21 Katechumenen getauft. — Beten wir für diese Neuchristen, damit alle ihren Taufgelübden treu bleiben und auch halten, was sie versprochen haben. *Erfin*

**Eingeborenen-Priesterseminar, Mariatal:** Im Eingeborenen-Priesterseminar unweit der Missionsstation Mariatal erhielten von Seiner Erzellenz, dem hochwürdigsten Herrn Bischof Adalbero Fleischer RMM. am 5. Dezember 1934 wieder 2 eingeborene Priesteramtskandidaten die Konfir. Am 6. Dezember spendete der hohe Herr 4 Kandidaten die niederer Weihen. — Wir beten für sie: Herr, mache aus ihnen würdige Diener und Priester der Heiligtums! — *X*

**Kirchweihe auf der Missionsstation Himmelberg:** Schon lange war die Kirche auf der Missionsstation Himmelberg zu klein geworden. Nun ist dem unhaltbaren Missstand abgeholfen. Himmelberg erhielt eine neue geräumige Kirche. Auf das Fest Maria-Lichtmeß fand die feierliche Kirchweihe statt. *Erfin*

**Furchtbare Wirkungen einzelner Blitzeschläge:** Vor kurzem wurden bei Newcastle in Natal ein weißer Farmer mit 2 Schwarzen und einem Ochsengespann von 6 Ochsen beim Pflügen von einem Gewitter überrascht. Ein Blitzstrahl tötete den Farmer, einen Eingeborenen und 5 Ochsen. — Eine wahrscheinlich noch nie gehörte Wirkung hatte aber ein Blitzstrahl in der Nähe von Umtata. Beim Ausbruch eines schweren Gewitters hatten 66 Eingeborene Zuflucht in einer sehr großen Hütte gesucht. Ein Blitz fuhr in die Hütte und tötete unbarmherzig alle im Kraal versammelten Menschen.

**Immer noch Heuschreckenplage in Südafrika:** Schon ein ganzes Jahr richteten ungeheure Heuschreckenschwärme in Südafrika unermeßlichen Schaden an. Noch immer dauert die Plage an. Stets neue Schwärme überziehen das Land und wo sie sich niederlassen, wird alles mit Stumpf und Stiel kahl gefressen, werden die Hoffnungen der Menschen vernichtet. Es ist schon bald kein Fleckchen Erde in ganz Südafrika mehr sicher vor den unheimlichen Fliegern, Hüpfern und Fressern. Überall werden die Plagegeister mit den schärfsten Mitteln bekämpft. Durch die viele Gift-

spritzerei wurde aber auch schon dem Vieh auf der Weide, das vergiftetes Gras fraß, unermesslicher Schaden zugefügt. Ein Farmer verlor allein an einem Tage 62 Stück Ochsen und Kühe.

**Typhus-Epidemie:** Gegen Ende des letzten Jahres traten erneut schwere Typhuserkrankungen im Gebiet der Missionsstationen Mariazell und Mariasindeln auf. Der Missionar und Rektor von Mariazell, der oben erwähnte P. Georg Eder, besuchte solange die vielen Kranken und Sterbenden und versah sie mit den Tröstungen unserer hl. Religion, bis er selbst angesteckt wurde, und in größte Lebensgefahr kam. Während er dem Tode nahe war, ließen die Gläubigen von Mariazell mehr als 20 hl. Messen für ihn lesen. Sein priesterlicher Mitbruder auf der Nachbarstation mußte in der Zwischenzeit die Missionsarbeit auf beiden Stationen



Eingeborenen-Schwestern auf einem von Heuschrecken verwüsteten Maisfeld

bewältigen. Es ist fast ein Wunder, daß er sich bei der übermenschlichen Anstrengung im Dienste der vielen Kranken nicht aufrieb. X

**12. Sozialer Kurs und Generalversammlung der CAU.:** Vom 30. Dezember 1934 bis 6. Januar 1935 fand in Johannesburg (Village Main) der 12. soziale Kurs und General-Kongreß der „Union katholischer Afrikaner“ statt. Schon bei der Eröffnung der Tagung ergriff eine Reihe hoher Persönlichkeiten das Wort. Es sprachen: Se. Erzellenz, der apostolische Delegat für Südafrika, der hochwürdigste Herr Erzbischof Gijsselsvijf OP., der Bürgermeister von Johannesburg, Se. Erzellenz, der hochwürdigste Herr Bischof von Johannesburg, Monsignore O'Leary OMI., der hochwürdigste apostolische Präfekt von Umtata, Monsignore E. Hanisch RMM., ferner P. Bernard Huß RMM., P. J. Kerautret, P. L. Muldoon OMI. und der Präsident der CAU. von Transvaal. Nächstens werden wir nähere Einzelheiten über diese Tagung berichten. — Auf Wiederhören!

„Missionsangelegenheit ist keine Angelegenheit für einzelne Glieder der Kirche: sie ist eine allgemeine Angelegenheit, eine katholische Angelegenheit.“  
Benedikt XV.

# Zeige uns dein Reich!

## XV.

Die Weltmission der katholischen Kirche hat vor allem die Aufgabe, Christi Gnadenreich über die ganze Erde auszubreiten. Eine ihrer ersten Sorgen bei Eröffnung einer Missionsstation im Heidenlande ist es, das Zeichen der Erlösung, das hl. Kreuz aufzupflanzen und den angehenden Christen das hl. Vater unser zu lehren. Sobald die Heiden und Katechumenen vor dem Kreuze knien und mit den Missionaren beten: Zu uns komme dein Reich! ist bereits ein guter Anfang gemacht. Schon beginnt das Gnadenreich Christi sein erhabenes Werk der inneren Umgestaltung. Mit den Vaterunserworten aus dem Herzen und Munde des Erlösers zieht sein Reich allmählich in die Seelen ein. Sie ahnen etwas von dem Größten, was der Mensch werden und sein soll: ein Kind Gottes und Bruder Christi!

Darin besteht das Wesen der unermesslichen Gnadenwelt. Das ist das Missionswerk der Menschwerdung. Indem Gottes Sohn menschliche Gestalt annimmt, wird er unser Bruder in der Gemeinschaft mit unserer Natur. Und indem er diese zu seiner göttlichen Höhe emporhebt, macht er uns Menschen zu Gotteskindern. Also sind wir in doppelter Wirklichkeit Brüder Christi. Als solche aber auch Besitzer seines Gesamtreiches, der Zusammenfassung aller erschaffenen Güter in der Zeit und Ewigkeit.

Christus erfüllt das Gesetz der vollendeten Liebe an uns: Was mein ist, ist dein. Eines Wesens mit dem Vater und dem Heiligen Geiste wünscht und gibt uns sein Herz die Summe und Fülle alles Guten, eben dieses Reich, das er als Gott mit dem Vater und dem Heiligen Geiste ins Dasein gerufen hat — für uns! — „Alles ist euer“ — wenn ihr Christi Eigentum seid in Liebe . . .

Christi Reich ist also das Geschenk der heiligsten Dreifaltigkeit an die Menschheit, an alle Völker auf Erden, an jede einzelne Seele. Und die katholische Mission hat eben die Sendung und große Aufgabe, jedem Menschen, jedem Lande und der ganzen Welt das Reich-Christi-Geschenk zu übermitteln. Alle durch Christi Blut Erlösten in die Erkenntnis, in die Liebe und in den Besitz der unermesslichen Gotteserbschaft einzuführen. Durch die Mission naht sich Christus seinen Brüdern — und sie finden alles in ihm!

# Was unsere Missionare erzählen . . .

Von P. Otto Heberling RMM.

Zu meiner eigenen Freude und sicher auch zur Freude der lieben Ver-  
gissmeinnicht-Leser bin ich heute wieder in der Lage, einige, mir zuge-  
gangene interessante Missionarsbriefe zu veröffentlichen. Ein Rhodesia-  
Missionar schreibt vom Sambesi:

„Wir haben hier einen harten Boden zu bebauen: so viele Sprachen,  
so harte Herzen! Was vermögen wir hier unter diesen Heiden? Nichts  
ohne die Gnade. Im besten Fall, daß wir noch selbst schwach werden,  
wenn wir nicht feststehen und das Gebet nicht das Erste ist. — Alles  
noch Heiden! Drei Tauffandidate haben jetzt zu lernen begonnen. Es  
ist noch wenig; aber auf dem geistigen Gebiet läßt sich nichts erzwingen.  
Wir merken es hier: Was wir sind, sind wir durch die Gnade und unser  
ganzes Wirken hängt von der göttlichen Gnade ab. Wir beten und ver-  
trauen. — Borerst röden wir die Bäume aus, um diesen Wilden eine  
andere Kultur zu zeigen. Orangen, Bananen, Popos, Feigen, Reben habe  
ich bereits gepflanzt. Ein Weinberg soll hier angelegt werden, aber es  
gibt noch so viel Schwierigkeiten. — Die Hölzer mußte ich alle in Kisten  
pflanzen, wegen der weißen Almeisen und alles in Säcke einbinden wegen  
der Heuschrecken und Grashopper. Die Tomaten müssen wir grün pflücken,  
daß wir sie selbst kaum essen können. Vom Fluß her (Sambesi) kommt  
die „königliche Sau“ (Nilpferd) und frisbt uns alle Kürbisse und Mel-  
lonen. Den Rest holen die Alffen. Die Heuschrecken fressen sogar die  
Rinde an den Orangenbäumen.“

Tagen und Fischen können wir hier tüchtig. Aber am Abend geht man  
auch lieber schlafen unter das Nez wegen der vielen Moskitos.

Doch trotz allem: selbst am Sambesi findet man eine schöne Heimat  
und hat keine Sehnsucht nach vergangenen Tagen. Wenn ich wieder zu  
wählen hätte, ich würde kein anderes Gebiet wählen als Rhodesia und  
das sagt jeder Rhodesia-Missionar. Das brüderliche Verhältnis unter  
uns macht das Leben hier so angenehm.“

In einem anderen Briefe schreibt derselbe Missionar:

„Den Schwarzen gegenüber braucht man viel Geduld oder muß sie erst  
lernen. Lärmen und Schreien tun sie genug und haben wenig Empfinden  
für Edles und für Ordnung. Wie St. Paulus leben wir hier auf heid-  
nischem Boden und haben die gleichen Laster zu bekämpfen. (Gal. 5, 19.)  
Ihm ging es auch nicht besser wie uns und umgekehrt. Wir verzagen des-  
halb nicht und freuen uns jeden Tag mit der goldenen Sonne am Himmel.  
Oder könnten wir traurig sein, wenn die leblose Sonne sich freut? . . .  
Arbeit haben wir genug. 5 Sprachen für den Beichtstuhl ist eine an-  
strengende Sache, auch wenn man die Sprachen beherrscht.“

Einige protestantische Sekten umkreisen uns, als ob sie uns verdrängen  
wollten; ja, wenn sie könnten!

Wir vertrauen auf die Barmherzigkeit und Gnade Gottes, ohne die  
wir ja nichts vermögen und sind. Wir tun unsere Pflicht und hoffen  
auch auf der Gläubigen Gebet.“ — —

P. Valentin Faulhaber RMM. schreibt mir von der Missionsstation  
Kiva St. Joseph in Natal: „ . . . Wie ich Ihnen schon früher mitteilte,  
habe ich unsern Nachbar, Gazi, auf den Namen Pius getauft. Die ganze

Fastenzeit lag er da und konnte sich kaum regen vor Schmerz. Doch „Gott ist gut!“ beteuerte er auch in den größten Schmerzen. Wie bedauerte ich, daß es nicht gelingen wollte, ihn für die hl. Kommunion vorzubereiten. Canisius (Katechet) meinte, er habe auch alles versucht. Aber es sei aussichtslos. Am Palmsonntag war ich wieder bei ihm, hörte seine Beichte und gab ihm nochmals die Generalabsolution. Er konnte nur noch mit großer Mühe reden. Am andern Morgen, als ich aus der Schule kam, stand seine Schwester da und bat, ich möchte zu Pius kommen. Er wolle mich haben, sie würde auch nicht verstehen, was er wolle. So ging ich denn gleich hin. Unruhig schaute er umher. Schon glaubte ich, er sei irre. — Doch ging ich ganz nahe zu ihm, um zu hören, was er wolle. Ich verstand: Sie sollen ihm sein neues Hemd anziehen und die Kiste hinstellen! — Auch wolle er beten. Er begann selbst gleich mit dem Kreuzzeichen. — So betete ich eine Zeitlang mit ihm. Dann sagte ich ihm, jetzt sei alles gut, er solle essen; denn er hatte sich geweigert, Essen zu sich zu nehmen. — Doch jetzt rückte er heraus: Er wolle mein Essen haben, das Essen der Engel, inhama henhliziyo, Gott wolle er haben, mit Gott wolle er dann gehen. Gut, ich werde dir das Essen der Seele holen, bald bin ich wieder da. — Ruhe und Frieden leuchteten jetzt aus dem Antlitz des Mannes, der vorher noch so unruhig umhergeblickt hatte, weil er nicht verstanden worden war. Ruhig und friedlich lag er noch da, als ich nach kurzer Zeit mit dem heiligsten Sakramente kam. Ehrerbietig empfing er den Leib des Herrn, das Brot der Engel als Wegzehrung für die weite Reise. Es war seine erste und letzte hl. Kommunion. Am Karfreitag, als ich nach dem Gottesdienst aus der Kirche kam, erhielt ich die Nachricht: Pius ist soeben gestorben! — Fürwahr, Gott hat es gut gemeint mit diesem Manne. —

Die erste Osterbotschaft war dieses Jahr eine Hiobspost. In aller Frühe kamen die Buben gerannt mit der Nachricht: ihashi lisiye. (Das Pferd ist verendet). Der gute „Poney“ mußte also auch ins Gras beißen. „Fiat“ (sein und mein stärkeres, früheres Reitpferd) hatte schon einige Wochen vorher dran glauben müssen. Sie können sich denken, wie es mir zu Mute war. — Doch ich hatte glücklicherweise gar keine Zeit zum Trübsal blasen. 95 glückliche Gesichter strahlten mir entgegen. Der Auferstandene sollte ja heute zum erstenmal Gastmahl mit ihnen halten in der hl. Kommunion. Die meisten erglänzten noch im Kleide der Taufunschuld, das sie tags vorher bei der feierlichen Taufe empfangen hatten. Sehr viele Christen und Heiden waren zur Feier erschienen. Eine Woche später spendete ich schon einem dieser Glücklichen die hl. Kommunion als Wegzehrung. Während in der Heimat der Weiße Sonntag begangen wurde, ging dieses Kind im weißen Kleide der Taufunschuld in die ewige Heimat ein. Benedic habe ich sie fast, diese kleine Agnes.

Am 29. April hatten wir wiederum einen großen Festtag. 285 Streiter Christi wurden ausgerüstet mit der Kraft von oben durch das hl. Sakrament der Firmung. Eine solche Menge Christen, Heiden und Protestanten hatte ich vorher noch nie in Kiva St. Joseph gesehen, wie an diesem Tage. In den darauf folgenden Wochen hatte ich das Glück, mit Erlaubnis des hochwürdigsten Herrn Bischofs, noch weiteren 7 Christen, die Krankheitshalber nicht mehr in die Kirche kommen können, daheim im Kraal die hl. Firmung zu spenden. Einer von denen, dem ich den Charakter eines Streiters Christi aufprägen durfte, ist bald danach heimgegangen. Es ist Anton Sabela von der Schule Gropo. Auch seine Schwester

Severina ist zur selben Zeit gestorben. Die Mutter Anna tat mir ja leid. Sie hat in kurzer Zeit 3 große Kinder verloren. Doch sie erträgt alles mit christlicher Ergebung. — So gäbe es noch manches Schöne und Tröstliche zu sagen von unserer Christengemeinde. — In den Schulen geht's ganz gut voran. Im Juli ist Silvestra Mtschengu eines schönen Todes gestorben. — Mit dem Verein der Burschen und Männer geht es sehr langsam voran. Zusammen sind es erst 5 Sodalen. Die Frauen vom



St. Joseph, Vorbild aller Tugenden

Mütterverein sind noch sehr eifrig. Sie wollen auch mariatisch werden. — Ein Pferdchen habe ich, Gott sei Dank, auch wieder. Freilich kann das bei weitem nicht an den „Poneh“ heran. Der gute „Poneh“ wird heute noch allgemein von den Eingeborenen betraut.

Das neue Kloster ist etwas über die Hälfte fertig. Es ist ein großer, einstöckiger Bau in Quadratform. In die Mitte des Quadrates ist Küche, Speisesaal und Bäckerei als ein eigenes Gebäude gestellt. Wenn alles

gut geht, wird im Dezember 1935 eingezogen werden. Lege Ihnen einige Photo bei. Hab' leider vorläufig noch keine schöneren.

Von Zeit zu Zeit besuchen uns hier in der Einöde die Heuschrecken. Zum Glück haben sie noch keinen besonderen Schaden angerichtet.

Im Januar machen Br. Joseph, Br. Franzis, Br. Anton, so Gott will, ewige Profess.

Die Brüder, sowie Canisius, die Schulkinder und viele Christen grüßen Sie vielmals . . ."

## Mariannhiller Missionspioniere

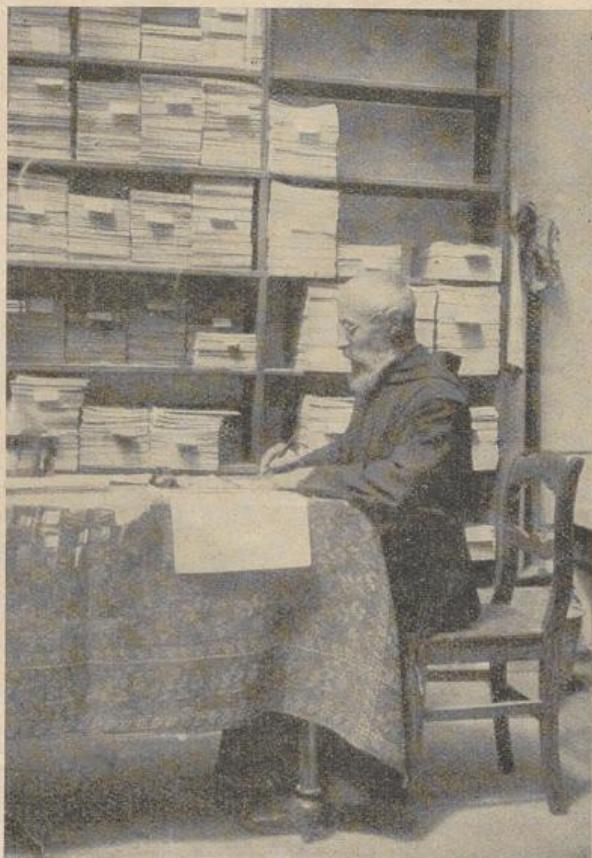
### † Dom Almandus Schölzig, der zweite Abt von Mariannhill

Nachdem eine Lebensgeschichte des sel. Gründers von Mariannhill, Abt Franz Pfanner, erschienen ist und der Öffentlichkeit übergeben wurde, gebührt wohl zunächst seinem hochsel. Nachfolger, Abt Almandus Schölzig, auch ein Vergleichsmeinnicht.

Hier nur ein kleiner Beitrag zu dieser lohnenden Arbeit pietätvoller Erinnerung und bleibender Dankesschuld gegenüber dem unvergesslichen zweiten Abt und heilig-mäzigen Ordensvater.

Gleich der grundlegende erste Initiator des Mariannhiller Werkes in mancher Hinsicht einem „starken Wind und brennenden Feuer“, so war sein Nachfolger wie das Säuseln der Luft, in welchem „der Herr ist!“ Vater Almandus hatte sich den hl. Franz von Sales zum Vorbild und Muster gewählt. Milde und gütig von Natur, hatte er sich in vielseitiger Askese einen hohen Grad von Abgeklärtheit, Ruhe und Sanftmut erworben. Er führte ein stets gesammeltes Innenleben und übte im Leben und Beispiel, was er im Worte und Amte lehrte.

Der ehemalige gelehrte Professor der orientalischen Sprachen in Kloster-Neuburg war einem besonderen Gnadenrufe zum Trappistenleben der



† Chriw. Br. Agatho Wimmer, der langjährige Pförtner der Missionsvertretung in Köln a. Rh.

Buße, des Gebetes und der Arbeit in stiller Zurückgezogenheit gefolgt. Einzig Gott und die Ewigkeit wollte er in Armut und demütigem Gehorsam dienen. So verließ er einen ehrenvollen Posten und vertauschte den Ruf eines Fachgelehrten mit der anspruchslosen Verborgenheit eines Trappisten.

Abt Franz nahm ihn 1890 persönlich in Mariannhill auf — und ließ es in der Folge an Gelegenheiten zu heroischen Tugendübungen nicht fehlen. Der Schreiber sah den Ordenskandidaten noch im Postulantenkleid und Novizenhabit, wie er eine der armseligen Barraken jener Zeit bewohnte, mit den Jüngsten die Kirche reinigte, Zimmer fegte, Geschirre wusch und alle Übungen eines Trappistennovizen mitmachte. Trotz etwas zarter, schwächlicher Konstitution, erschien Pater Almandus als einer der ersten im nächtlichen Chor, ging mit Schaufel und Hacke zur Straßen- und Feldarbeit, mit Segeltuchschürze umgürtet zur alltäglichen Kleiderwäsche . . .

Wer das Vorleben dieses bescheidenen Novizen und nachmaligen Professpriesters kannte, ward von solchem Anblieke ergriffen. Die Macht des Beispiele wirkte auf Europäer und Afrikaner noch mehr als die gediegenen Predigten und Unterrichte des musterhaften Ordensmannes. Noch vor Ablegung seiner Profess versah Pater Almandus das Amt des Novizenmeisters der Chorreligiösen und angehenden Missionare von Mariannhill. (Die heute noch Lebenden könnten wohl aus persönlicher Erfahrung weit mehr als der Laienschreiber berichten . . .)

Bald nach den einfachen Gelübden wurde Novizenmeister Almandus vom Klosterrat in wichtigen Angelegenheiten nach Rom gesandt und von dort kehrte er als bestellter Administrator des Klosters und der Mission zurück. In großer Bescheidenheit und zarter Rücksicht auf den resignierenden Abt hielt er die Tatsache möglichst lange geheim. Niemand hatte weniger als er daran gedacht, Nachfolger des Gründers zu werden. Lebenslänglich wollte Pater Almandus als der Letzte im Hause allen dienen. Dieser Gesinnung gab er später als Abt in seinem Wahlspruch „Ich bin nicht gekommen, um bedient zu werden, sondern um zu dienen“, dauernden Ausdruck. Seine Vorstellungen und Bitten in Rom blieben erfolglos. Schon anfangs 1894 mußte der demütige Administrator von Mariannhill die Würde und Bürde übernehmen und sich zum Abteiweihen lassen. Bischof Polivet vollzog den feierlichen Akt im Auftrage des Apostolischen Stuhles und des General-Abtes OCR., Augustin Marre, im April desselben Jahres. —

Abt Almandus war fortan nach dem Beispiele seines auserwählten Vorbildes, des hl. Bischofs von Genf, in großer Sanftmut und Geduld noch mehr bemüht, allen alles zu werden, um alle für Christus zu gewinnen!

Im Vertrauen auf Gott allein widmete er sich dem verantwortungsvollen Posten an der Spitze des Doppelwerkes. Mit der wachsenden Gemeinde und Mission stieg auch das Gewicht des Amtes und die Last der Arbeit. Der gewissenhafte Ordensvorsteher und Missionsverwalter nahm jede seiner Obliegenheiten ernst. Mehr durch vorgelebtes Beispiel wollte er belehren als durch Worte und Führer sein durch eigene Tat.

Danach handelte der mit Stab, Ring und Mitra ausgezeichnete Abt. Mit dem einfachen Kreuze auf seiner Brust hatte er als Nachfolger des Gefreuzigten den Opfergang seiner letzten Lebensjahre angetreten . . .

„Ich bin nicht gekommen, mich bedienen zu lassen, sondern um zu dienen!“ Zu dienen der heiligen Sache Gottes, der gedeihlichen Fortentwicklung des Werkes meines Vorgängers, dem Orden, dem Kloster, den Stationen, der Mission und dem Seelenheile der Eingeborenen von ganz Mariannhill!

Das war sein Ziel und Vorsatz. Er führte ihn nach bestem Wissen und Können aus. Der zweite Abt schlug seinen Sitz in der „zweiten Abtei“ von Mariannhill, dem Ziegelhäuschen neben der Klosterkirche auf. Es blieb noch lange die „kleinste Abtei der Welt“. Vier kleine Zimmerchen zu ebener Erde und zwei im Obergeschoß. Eines von diesen letzteren war der Arbeits- und Empfangsraum des ehrwürdigen Vater Almandus. Am Eingang über der Tür brachte er das Bildnis seines Lieblingsheiligen an, des hl. Franz von Sales . . . Das Innere des mehr als bescheidenen Raumes machte er zum Doppelheiligtum des Gebetes und der väterlichen Sorge für die vielen der Seinen im weißen und braunen Habit, im Kloster und über das ganze Land verteilt. Auch für die Missionsschwestern im roten Habit, für die Kirchen, Kapellen, Schulen, die heranwachsenden Christengemeinden, die Katechumenen, Protestanten und Heiden . . . Die Abtszelle war eine kleine Zentrale von eben so großer Bedeutung als Ausdehnung. Sie war vor allem ein lebendiger Mittelpunkt der segensvollen Einheit des Gesamtwerkes. Ein Mittelpunkt des geistigen Lebens seiner vierfachen Familie. Nächst dem Tabernakel das wichtigste Plätzchen von ganz Mariannhill . . .

Hier kniete der Vater in Gebet versunken und rang um Licht und Stärke von oben für sich und seine Kinder. Hier saß der Abt und Verwalter des Herrn, überlegte, beschloß, dirigierte, inspirierte und kontrollierte . . . Hier empfing er die Mitbeamten, die Priester, Missionare, Religiösen, Brüder und wer immer ein großes oder kleines Anliegen hatte mit stets gleicher Sanftmut, Güte, Liebe und Geduld. Hier legten die Stationsvorsteher ihre Sorgen und die geistl. Söhne ihre monatliche „Gewissensrechnung“ nieder. (Auf diese Praxis legte Abt Almandus viel Gewicht). Hier saß der treue Generalverwalter des Ganzen abends nach der Komplet bis 10, 11 Uhr, zuweilen bis Mitternacht und schrieb, schrieb, schrieb! Jede Post brachte eine Menge Briefe und der Adressat besorgte fast alle Korrespondenz eigenhändig. Seine klare, zierliche Handschrift füllte mit den Jahren wohl Tausende von Briefseiten. Der Verkehr mit den wachsenden Gemeinden in Afrika, mit Europa, Rom usw. stieg ja beständig. Der Abt opferte seine Nachtruhe, sein Augenlicht, seine Gesundheit. — Die Nachstunden waren eben die einzige Zeit, wo er sich ungestört schriftlichen Arbeiten widmen konnte. Während des Tages belagerten Besuche die Abtei. Jeden Augenblick klopfe es an der Tür der Zentrale, oben — und auch unten, wo ein Sprechzimmer für Fremde, Schwestern und Schwarze war . . .

Nach solch' ermüdender Tages- und Nachtarbeit wird der körperlich durchaus nicht Starke wohl des nötigen Schlafes bis in die späten Morgenstunden genossen haben? — Keineswegs! Einer der Ersten, die allnächtlich zum Chorgebet und der Betrachtung sich in der Klosterkirche versammelten, war der Ehrwürdige Vater. Auch hier wollte er durch Tat und Beispiel nach der Regel des hl. Benediktus lehren, daß dem göttlichen Offizium nichts vorgezogen werden soll. — Des Vaters Vorbild war den Kindern eine immerwährende Predigt. Dieser fügte er auch die mündliche oft und eindringlich hinzu. Doch so einfach und bescheiden war seine

Rede, so faszinisch und praktisch sein Unterricht, daß alle des Vaters Wort verstanden und im täglichen Leben anwenden und ausführen konnten.

Der Schreiber hörte sehr viele der Kapitelaufsprachen und bedauerte nur, keine davon wörtlich notiert zu haben. Er stand auch im Briefverkehr mit Abt Almandus, nachdem er im August 1893 vom damaligen Administrator noch auf die Stationen beordert worden. Von ihm erhielt er die Zustimmung zur Ablegung der ewigen Gelübde im März 1896 und zur feierlichen Ordensprofess nach drei Jahren. Am 19. März 1899 durfte er im Kapitelsaal zu Mariannhill knien und in die Hände des Ehrwürdigen Vaters Almandus sein Professversprechen niederlegen: Ehrwürdiger Vater, ich verspreche Ihnen Gehorsam in allem Guten bis in den Tod! — „Und ich verspreche dir das ewige Leben!“ bestätigte die unvergeßliche Antwort des Abtes . . .

Niemand von der ganzen versammelten Gemeinde ahnte damals im März 1899, daß wir so bald den geliebten Vater verlieren sollten. — Er opferte seine geringen Kräfte in angedeuteter Weise allzu rasch dahin. Dazu die erstaunliche Mäßigkeit in Speise und Trank. Mehr Sorgen und Kummerisse als Umeingeheite vermuten konnten. Auch Enttäuschungen, Verdruß und kränkende Erfahrungen blieben ihm nicht erspart . . .

Abt Franz hatte 11 Jahre seinem Gründungsarbeiten in Südafrika vorgestanden; von 1882 bis 1893. Obwohl aus „älteren Jahrgängen“, bekannte er sich doch mehr zum modernen Fortschritt als sein jüngerer Nachfolger. Die Druckerei am Umhlatuzane wollte er mit den neuesten Maschinen ausstatten. Auf den Stationen Papier- und Tuchfabriken usw. anlegen. — 1893 rüstete er ganz Mariannhill mit einem Telephonnetz aus. Von der kleinen Abtei liefen die Drähte in die Geschäftsabteilung



Br. Dominikus Risch mit kleinen Christenbüblein in Mariannhill

gen, Werkstätten, Konvent und ein unterirdisches Kabel zur Mühle. Der Abt mit der Devise: „Currite ut apprehendatis“ und: Schnell wie der Blitz, das ist der Witz... wollte das ganze Werk von seinem Arbeitsstilche aus dirigieren. Gewiß ein fortschrittlicher und praktischer Gedanke.

— Für die rasche Entwicklung der Mission war das wohl zu loben. Abt Almandus hingegen war die Hauptzorge die Hebung des Geisteslebens seiner Gemeinde. Freilich war es keineswegs leicht, zwischen beiden Polen hier in allem die rechte Mitte zu treffen. Zedenfalls handelte der zweite Oberleiter Mariannhills im besten Glauben, wenn er der äußeren und zeittechnischen Entwicklung langsameres Tempo gebot.

Pater Almandus war 1 Jahr Administrator und nicht ganz 6 Jahre Abt. In diesen sieben Amts Jahren geschah viel für den Fortgang der Mission. Die großen Stationen Ratschitz und Mariazell wurden ausgebaut und die Missionsarbeit dort in vollen Angriff genommen. Expeditionen gingen nach Mashonaland und Ostafrika, wo größere Plätze besetzt wurden. Auch in Natal und Kapkolonie kamen weitere Stationen ins Leben. Kirchen und Schulen entstanden auf den älteren Filialen. Die Bautätigkeit war in „full swing“ und der türrige Baumeister, Br. Nivard, keine Stunde arbeitslos. Im Mutterkloster und überall ging es voran trotz der sehr schweren Jahre: 1896 große Dürre und Eingeborenenaufstände im Land. 1896—97 allgemeine Heuschreckenplage und Rinderpest usw.

Mit aller Rücksicht kam er dem resignierten Abt Franz entgegen. Hierin hätte der Gründer keinen besseren Nachfolger haben können. Mit seinem Takt löste Abt Almandus die Frage und schuf ideales Verhältnis zwischen Einst und jetzt. Das wohlgerichtete Großvaterheim Emaus war Zeuge dafür.

Solange die schwächliche Gesundheit es immer gestattete, besuchte der Missionsobere von Zeit zu Zeit die alten und neuen Stationen. Damals gab es noch kein Auto und wenige vollendete Bahnstrecken. Der 60jährige reiste lange Tage im Wagen auf holprigsten Straßen. Unzugängliche Plätze besuchte er zu Fuß oder schwang sich zuweilen sogar in den Sattel, wie der Schreiber selbst gesehen. Der Besuch der weitentfernten Missionen erforderte viel Zeit und Opfer. Der pflichteifrige Leiter des Ganzen brachte sie mit heroischer Ausdauer, zumal gegen Ende seines Lebens bei schwankender Gesundheit.

Wie eingehend Pater Almandus sich um alle und alles annahm, bezeugen seine vielen amtlichen, geschäftlichen und privaten Briefe, die er fast jedesmal wörtlich schloß: Ihr wohlwollender Fr. Almandus. — Einige dieser Briefe sind glücklicherweise noch aufbewahrt.

Wenn der Allverehrte und Beliebte eine Schwäche hatte, so war es die, „daß er zu gut war und in ungenügender Menschenkenntnis manchem zu viel Vertrauen schenkte, das zuweilen mißbraucht wurde“. Aber er befolgte den Grundsatz seines erwählten Vorbildes, des hl. Franz von Sales: Ich will lieber für zu große Güte als Härte bestraft werden. —

Als Fachgelehrter im Sprachengebiet und langjähriger Professor der orientalischen Idiome interessierte ihn auch die Eingeborensprache. Obwohl er aus Zeitmangel keine Bantusprache sich aneignete, erklärte er z. B. das Bulu in seinem Aufbau als „Wunderwerk des Schöpfers“.

Mit der Oberleitung des Ordens und der Mission in Rom stand Abt Almandus in bestem Einvernehmen. Er hielt sich möglichst an die Weisungen der Propaganda. Ebenso gut war das Verhältnis zum Diözesanbischof Solivet. Sie waren sich gegenseitig väterliche Freunde

und eiferten Hand in Hand für die Interessen Gottes und der hl. Kirche bis zum Anbruch des neuen Jahrhunderts, den beide nur wenig Tage überleben sollten.

Dem guten und treuen Verwalter des Mariannhiller Hauses lag das geistige Wohl seiner Untergebenen am meisten am Herzen. In den zahlreichen Unterweisungen und allsonntäglichen Kapitelansprachen pflegte Abt Almandus vor allem das innere Leben echter Herzensfrömmigkeit und die praktischen Tugenden des Ordenslebens in meisterhafter Einfachheit. Der lebendige Glaube, das kindliche Vertrauen und die werktätige Liebe zum himmlischen Vater, göttlichen Heilanden und seinen Brüdern, unserem Nächsten, ist das Erste, Wichtigste und Notwendigste für jeden Christen, weit mehr also für uns Ordensleute! Vor allem



Prinz Georg von England besucht Mariannhill.  
Begrüßung durch den Hochwst. Apostol. Vikar, Bischof Fleischer

lasset uns das sein, was wir heißen und unsere Hauptpflicht erfüllen: innerlich mit Gott vereint, auch nach außen alles für ihn tun! Zu er ist das Ora, an zweiter Stelle das Labora! An Hand der Regel des hl. Benedikt ward der heiligmäßige Vater nicht müde, seinen Kindern die klösterliche Vollkommenheit durch Wort und Beispiel zu lehren. Wie weit, zum Exempel, seine eigene Regularität ging zeigt die Tatsache, daß der Abt sogar nur im gemeinschaftlichen Dormitorium auf gewöhnlichem armen Trappistenlager ruhte wie der letzte Mönch — bloß mit dem Unterschiede, daß er die halbe Nacht tätig blieb. —

Um das Gebetsleben zu heben und die Herzensfrömmigkeit mit den vielen Arbeitsanforderungen in Kloster und Mission zu vereinen, stellte Vater Almandus als besonderer großer Verehrer der deutschen Heiligen Mechtildis diese als Muster und Patronin vor. Er ließ eigens ein inhaltsreiches Büchlein vom Leben, Wirken, den Offenbarungen und Lehren der Heiligen drucken und gab es jedem Mariannhiller in die Hand. Ihr Festtag wurde durch feierlichen Gottesdienst im Kloster und

allen Filialen ausgezeichnet. Die Missionare als Männer hätten zwar lieber einen hl. Bernard oder Bonifatius zum Patrone gewünscht — doch die Idee und Absicht des Oberleiters war eben die tiefgehende Wiedergeburt des inneren Menschen; bloß äußere Tätigkeit aber zeitigt nur materielle Scheinerfolge. Wir müssen erst selbst voll des Glaubens sein, um ihn verbreiten zu können.

So dachte und handelte der Meister auf dem Abtsstuhle, um so mehr, je näher er sich selbst der Ewigkeit fühlte. Schon 1898—99 meldete sich die Krankheit, welche zur Ursache seines Todes wurde. Seit Jahren magenschwach, bildete sich das Übel zum — Magenkrebs aus. Trotz strenger Diät nahm es unaufhaltsam zu. Auf Bitten des Arztes und der Klosterverwaltung ließ der Kranke sich in das Marienburger Sanatorium bringen. Unter der sorgfältigen Pflege der Schwestern hoffte man wenigstens Milderung der Schmerzen. Diese aber wuchsen derart, daß sogar der geduldig Leidende sie als hart empfand und sich Wiedergenesung wünschte. Gott aber nahm ihn nach dem Reinigungsfeuer dieser Krankheit am 28. Januar 1900 zu sich ins eigentliche, bessere Leben. Im Reiche der ewigen Liebe wird sein Lohn und seine Krone herrlich sein.

Sein sterblicher Teil aber erwartet an der Seite des Gründers, dem er jedoch um 9 Jahre vorausging, seit 1909 mit ihm vereint, den großen Tag der Auferstehung. — R. I. P. —

## Unsere Missionsaufgabe in unserer Zeit

Unser Volk und damit auch wir Katholiken stehen im Zeichen des Umbaues. In solchen Zeiten ist man abgelenkt durch das Klopfen und Hämmern der Handwerker, durch das Kommen und Gehen der Arbeiter. So ein Umbau bringt allerhand Ungemütlichkeit. Man vergisst die Briefe an seine Lieben in der Ferne, die Besuche bei den Freunden, kurz, man ist eben mit dem Umbau beschäftigt.

Denk't ihr aber auch daran, daß ihr in den verflossenen 14 Notjahren mitgearbeitet habt an einem grandiosen Werk, das bisher von eurem Interesse, eurer Wohltätigkeit lebte, das als Zeugnis eures katholischen Glaubens und eurer religiösen Lebenskraft vor den Völkern der Welt leuchtete?; das ihr jetzt nicht vergessen dürft, wenn auch unmittelbar in eurer Nähe alles umgeformt wird und so euer Interesse abgelenkt ist? Ich meine das deutsche Missionsfeld! Weißt du, daß es heute über 50 große deutsche Missionsfelder in der katholischen Apostolatsfront gibt, die auch als deutsche Kulturträger eine große Bedeutung haben? Die auch für unseren Außenhandel wichtige Kunden sind?

In diesen Missionsgebieten wirken 1000 Missionspriester, 700 Brüder, 2000 Schwestern unter mehr als 750 000 Getauften und 126 144 Taufbewerbern. 100 Millionen Heiden in diesen Gebieten sollen wir Deutsche zu Christen machen.

In Deutschland gibt es 24 Priestergenossenschaften, die sich dem Missionswerk widmen. Sie besitzen 114 deutsche Missionsschulen in Deutschland und im christlichen Ausland. 26 335 deutsche Landsleute männlichen Geschlechts stehen irgendwie als Missionare, Fratres, Brüder oder Schüler mit dem Missionswerk in Verbindung.

## Der junge Priester\*)

Morgen, morgen klingen Glocken  
Zubelndes Geläut.  
Künden mir mit mächt'gen Länen:  
Gott bin ich geweiht!

Vor dem Kreuze leg' ich nieder,  
Alles ird'sche Glück.  
Ew'ge Liebe, ew'ge Freude  
Gibt mir Gott zurück.

Alles Wünschen leg' ich nieder  
Nur das eine nicht:  
Kraft zu haben, wie die Helden,  
In dem Kampf ums Licht.

Alles weißt du, Herr, was wogend  
Mir vor'm Herzen steht.  
Morgen, morgen klingen Glocken —  
Höre mein Gebet!

Stefanie Seubert

Von den deutschen Missionen liegen die meisten in Asien, und hier wieder in China. Dann folgt Afrika, dessen unter britischer Regierung stehender Süden fast ganz deutschen Missionaren anvertraut ist. Auch in Amerika, in Australien und in der Südsee gibt es deutsche Missionsgebiete.

Das gesamte deutsche Missionsgebiet ist der Fläche nach 15—20 mal größer als das Deutsche Reich. Noch immer werden neue Missionen deutschen Kräften anvertraut, so noch jüngst zwei Gebiete in Afrika sowie eines in Mittelindien.

Zu diesen oben genannten Missionsgebieten treten noch alle jene Bezirke, wo deutsche Missionare unter fremder Leitung oder vereinzelt arbeiten: in Indonesien, in Südafrika, am Amazonas, auf den Salomonen, in der Indianer- und Negermission Amerikas. Es ist kaum möglich, die Zahl der in den Missionsgebieten der ganzen Welt zerstreuten oder in Gruppen arbeitenden deutschen Priester, Brüder und Schwestern zu bestimmen. Es kann jedoch mit genügender Sicherheit gesagt werden, daß Deutschland, Priester, Brüder und Schwestern zusammengezählt, in der Arbeit für die Missionen die zweite Stelle unter den katholischen Völkern einnimmt und nur von Frankreich übertroffen wird.

Können wir es verantworten, dieses großartige Missionswerk durch Interesselosigkeit zu gefährden, dieses Missionswerk, an dem wir in den Jahren tiefster Volksnot mit unermüdlicher Zähigkeit arbeiteten, das unsere Ehre und unser Stolz wurde, das unsere Gleichberechtigung und Gleichwertigung in der christlichen Völkerfamilie so eindrucksvoll und unaufdringlich betonte, das einer der Rammklöße war, mit dem wir den eisernen Ring der Lüge und der Verleumdung sprengten, den man im Kriege um unser Volk gezogen hatte?

Nein! Deshalb möchten wir uns den jüngst gemachten hoffnungsvollen Ausführungen eines Missionsbischofs anschließen, der schreibt:

\*) Am 24. Februar erhielten wieder eine Reihe Mariannhiller Kleriker die hl. Priestertweihe in Würzburg.

Es ist klar, daß der gewaltige Umschwung, der sich im vorvergangenen Frühjahr in unserem deutschen Vaterlande vollzogen hat, seine Wirkungen auch allüberall dorthin erstrecken muß, wo sich Deutsche in der Welt befinden. Wird im neuen Deutschland noch Platz, noch Interesse sein für die Verbreitung des Reiches Christi im Heidenland? Ist der mit Recht so gerühmte Missionssinn der deutschen Katholiken mit dem alten Staate untergegangen? War diese Missionsbegeisterung vielleicht etwas Un-deutschs, mit wahrer Vaterlandsliebe Unvereinbares? Nein, niemals! Das neue Deutschland ist bewußt christlich; und christlich sein schließt den Willen ein, für Christi geistiges Universalreich zu arbeiten und zu opfern. Das neue Deutschland wendet sein Interesse in besonderer Weise seinen Söhnen zu, die im Auslande auf vorgeschobenem Posten stehen und sich seit dem unglücklichen Kriegsende um ihr Dasein bemühen. Gehören zu diesen Ausländern deutschen nicht auch die zahlreichen Missionare und Missionsschwestern, die Jahr für Jahr scharenweise die Heimat verlassen, nicht um sie zu vergessen, sondern die sich unbeschadet ihrer geistlichen Aufgabe zeitlebens als deutsche Volksgenossen fühlen; die durch ihre Arbeit für andere, ihre Hingabe und ihr ferndeutsches Wesen mittelbar wenigstens zum Ruhm ihres Vaterlandes beitragen? Die Geschichte der Missionsländer preist mit den Ruhmestaten der Missionare auch den Ruhm jenes Landes, aus dem diese Pioniere des Christentums hervorgegangen sind.

## Zahlenbild des Apostol. Vikariates Mariannhill

Vom 1. Juli 1933 bis 30. Juni 1934

Das Vikariat hat eine Größe von annähernd 33000 Quadratkilometern. Es ist also so groß wie Württemberg und Baden zusammengenommen. Politisch umfaßt es einen Teil der Provinz Natal und der Kapkolonie, die beide zur Südafrikanischen Union gehören. Es weist eine Gesamtbevölkerung von ungefähr 811 000 Seelen auf. Davon sind rund 420 000 Heiden, 75 000 Katholiken, 10 000 Buddhisten und Brahmanen und 6000 Mohammedaner.

Apostolischer Vikar ist Se. Erzellenz Bischof Adalbero Fleischer RMM., Mariannhill, Natal, Südafrika.

### Kathol. Schulen:

#### Volkschulen:

	Schulen	Knaben	Mädchen
Für Europäer	4	114	159
Für Mischlinge	6	207	218
Für Indianer	2	124	38
Für Schwarze	163	3731	6185
Im Ganzen:	175	4176	6600

#### Mittelschulen:

	Schulen	Knaben	Mädchen
Für Mischlinge	2	5	15
Für Indianer	1	11	5
Für Schwarze	9	133	185
Im Ganzen:	12	149	205

### Höhere Schulen:

	Schulen	Knaben	Mädchen
Für Europäer	2	20	24
Für Schwarze	1	38	29
Im Ganzen:	3	58	53

Unter den vorstehenden Schulen sind auch folgende Schulen mitgezählt:

#### 1. Schulen mit voller Pension:

	Schulen	Knaben	Mädchen
Für Europäer	2	37	85
Für Mischlinge	2	33	62
Für Schwarze	21	525	684
Im Ganzen:	25	595	831

**2. Schulen für Katholiken und Nichtkatholiken:**

(Dies sind keine sogen. Simultanschulen.)

Schulen Kathol. Nichtkath.		
Für Europäer	4	ca. 100
Für Mischlinge	6	300
Im Ganzen:	10	367

Handwerkerschulen	7
Knaben	31
Mädchen	74
Katechetenschulen	1
Schüler	5
Lehrerseminarien	1
Knaben	64
Mädchen	71
Landwirtschaftliche Schulen	1
Schüler	23

**Kathol. Schulen:**

Regional-Priesterseminar für die Apost.	
Delegatur Südafrika	
Alumnen im Großen Seminar	10
Studenten im Kleinen Seminar	25

**Lehrpersonal:**

Katechisten, männl.	81
Katechisten, weibl.	42
Europ. Schwestern	78
Eingeb. Lehrer	78
Eingeb. Lehrerinnen	154

**Kultstätten:**

Kirchen	40
Kapellen	140
Friedhöfe	40

**Karitative Anstalten und Personen:**

Hospitäler	6
Patienten im abgelaufenen Jahre:	
Männer	ca. 300
Frauen	ca. 320
Apotheken	15
Patienten	ca. 50 000
Waisenhäuser	2
Knaben	16
Mädchen	11
Witwen- und Mädchenheime	30
Insassen	ca. 300
Heime für Burschen und Männer	6
Insassen	ca. 70
Missionsärzte	3
Krankenpflegerinnen, eingeb.	5
Kindergärten für Weiße	2
Kinder	75

**Werftäten:**

Werftäten für verschiedene Handwerke:	
für Knaben	29
für Mädchen	16

**Predigten und Exerzitien:**

Predigten für die Gläubigen	ca. 5200
Predigten für die Heiden	ca. 2000
Befehlungen Irrgläubiger	493
Exerzitien für Priester	2
Exerzitien f. Brüder u. Schwestern	31
Exerzitien für eingeb. Männer	1
Exerzitien für eingeb. Frauen	5

**Tauften:**

Erwachsene in Todesgefahr	702
Erwachsene außer Todesgefahr	1490

**Kinder:**

Kinder von Heiden	424
Kinder von Christen	2502
Von Heiden- und Christenkindern	
wurden in Todesgefahr getauft	1043
Katechumenen:	
Männer	1000
Frauen	3500

**Andere hl. Sakramente:**

Firmungen	2 294
Osterbeichten	ca. 22 600
Andachtsbeichten	ca. 306 000
Osterkommunionen	ca. 24 500
Andachtskommunionen	ca. 867 538
Letzte Ölung	ca. 1 000
Heiraten: unter Katholiken	428
gemischte Ehen	16

**Katholiken:**

Schwarze	
Mischlinge	
Weiße	
Todesfälle	
Letzte Nummer d. Taufregisters	115 436
Letzte Nummer d. Totenregisters	36 130
Letzte Nummer d. Heiratsregisters	7 022
Letzte Nummer d. Firmregisters	35 076

**Kirchl. Bruderschaften usw.**

Rosenkranz-Bruderschaft	
Stapulier-Bruderschaft	
Herz Jesu-Bruderschaft	
Bruderschaft vom kostb. Blut	
Ehrentwache und Gebetsapostolat	
Marianische Kongregation	
Das päpstl. Werk zur Verbreitung des Glaubens (Franziskus-Xaverius Missionsverein)	
Das päpstl. Werk der hl. Kindheit	
Der christl. Mütterverein	
Der Dritte Orden v. hl. Franziskus	

**Katholische Aktion:**

Der Kath. Afrika-Verein (Zur Förderung der wahren Wohlfahrt der afrik. Rasse)	
Der Kath. Lehrer-Verein	
Der Kath. Bauern-Verein	

Der Abstinenten-Bund Zulu-Zeitung: „Ulm-Alfrida“		Professen Novizen	4 6
<b>Priester:</b>			
Mariannhiller Patres	61	Missionsschwestern v. kostb. Blut	285
Franziskaner Patres (München)	4	Kreuzschwestern von Menzingen-Altötting	39
Weltpriester	5	Franz. Missionarinnen Mariens	16
Eingeb. Weltpriester	1	Dominikanerinnen von New Castle (Natal)	50
Eingeb. Kongregation: „Franziskaner Familiaren v. hl. Joseph“:		Kapuzinerinnen v. d. Ewigen Anbetung, Pfaffendorf, Rhld.	10
Profesß-Fratres	7	Solanus-Schwestern von Landshut	9
<b>Brüder:</b>			
Mariannhiller Brüder	136	Eingeb. „Töchter des hl. Franziskus von Assisi“:	
Franziskaner (München)	2	Professen	61
Franziskaner von Waldbreitbach	17	Novizen	23
Eingeb. Franziskaner Familiaren v. hl. Joseph“:		Kandidatinnen	46

## Weihnachten auf einer Missionsstation in Südrhodesia

Von P. T. R.

Für den Eingeborenen ist Weihnachten ein Volksfest, das mit Sang und Klang, mit Tanz und Musik gefeiert wird. Die Hauptursache davon liegt wohl in den ländlichen Verhältnissen; denn die Eingeborenen wohnen so weit zerstreut und fern von der Missionsstation, daß es für viele unmöglich oder doch wenigstens ein großes Opfer ist, den sonntäglichen Gottesdienst zu besuchen und doch kommen viele schwarze Christen 3—4 Stunden weit her regelmäßig an Sonntagen zur hl. Messe und den hl. Sakramenten. Wie eifrig und gewissenhaft es manche Eingeborene mit dem Kirchgange nehmen, davon gab ein alter Chief, der 5—6 Meilen von der Station entfernt wohnte, ein gar erbaulich Beispiel. Er war in schwerer Krankheit getauft worden. Nach seiner Genesung regelte er seine häuslichen Angelegenheiten und erfüllte seine Sonntagspflicht pünktlich und gewissenhaft. Fehlte er einmal beim Gottesdienst, dann kam er sicher am folgenden Sonntag zur Schwestern Oberin, die bei ihm wohl deshalb als Hauptperson galt, weil sie in der Kirche Ordnung hielt, indem sie den Bequemen die richtige Körperhaltung beibrachte, und entschuldigte sich mit den Worten: „Sister Almah (Schwestern Oberin), ich konnte nicht kommen, meine Beine wollten nicht mehr laufen.“ Entließ ihn die Schwestern mit einigen freundlichen Worten, dann humpelte der alte Chief freudestrahlend davon und versprach, nächsten Sonntag bestimmt zu kommen. Allerdings sind nicht alle Christen so eifrig, aber auf die hohen Festtage, besonders auf Weihnachten, da kommen alle zur Station. Da es gilt als größte Buße und Schande, würde einer an diesem Tage vom Umfundisi wegen einer Moswa (Schuld) von den Sakramenten ausgeschlossen. Wenn irgend eine Moswa vorliegt, auf Weihnachten wird sie wenn nur irgend wie möglich sicher geregelt. —

Am Tage vor Weihnachten kommen alle die nur laufen können, Kinder wie Erwachsene zur Station. Wer von den Kindern unterwegs schlapp wird, wird von der Mutter oder von den besorgten Geschwistern

getragen, der Herr Vater findet es allerdings unter seiner Würde als Reitpferd zu dienen. So kommen die Natives anmarschiert, nicht funterbund durcheinander, sondern unter Anführung des Lehrers in Reihe und Glied.

Als erster im Zuge marschiert der Fähnrich, stolz erhobenen Hauptes trägt er die Fahne, von der man manchmal gerade nicht erraten kann, welcher Nation die Farben angehören. Aber das ist ihm einerlei, für ihn ist es die Fahne seiner Schule und wäre es nur ein ungewöhnlich großes Schnupftuch, der Ehre ist er sich doch bewußt, daß er der Fähnrich der Schule ist. Hinter dem Fahnenträger folgen 4 Trommler, die in Ohren betäubender Weise ihre Trommeln „verprügeln“, denn anders könnte man die Art kaum nennen, wie sie ihre Instrumente bearbeiten, aber Takt halten sie genau. Hinter den Trommlern folgen die jungen Burschen und dann die Männer, alle in Reihe und Glied und begleiten die Trommler mit ihrem Gesang. Auf die Männer folgen die Jungfrauen



Kapelle des Missionsseminars St. Bonifaz, Schurgast, Oberschlesien

und Frauen, große Bündel und Körbe mit Kleider, Decken und Nahrungsmitte auf dem Kopf und die kleineren Kinder auf dem Rücken tragend. Die Kinder, Knaben und Mädchen, tanzen in ihrem besten Fest-Aufpuß neben dem Zuge her. So marschiert der ganze Zug auf der Missionsstation ein, erst an den Wohnungen vorbei, dann 2—3 mal um die Kirche herum. Auf Kommando des Lehrers tritt Ruhe ein und alle gehen in die Kirche. Nachher geht der ganze Zug mit dem Lehrer zum Missionar, sie wünschen ihm „gnadenreiche Weihnachten“ und bitten ihn um seinen Segen. Der Umgang entlädt die Leute mit freundlichen Worten. Nun sehen sich die Männer um Quartiere um, alle unter Dach zu bringen ist unmöglich, darum wohnen die meisten bei „Mutter Grün“ und verstauen nur ihre Vorräte unter Aufsicht der Schwester in der Schule. Lange dauert die Ruhepause jedoch nicht, denn einige Tanzlustige haben sich um die Trommeln gesammelt und stampfen und hüpfen aus Leibeskraften. Der süße Zauber der Trommeln übt bald seinen Einfluß auf die Säumigen aus und bald sind alle um die Musikanten versammelt und tanzen mit. Kommt eine andere „Schule“ anmarschiert, so ziehen alle Anwesenden ihr entgegen und mit vereinten Kräften und unter unheimlich verstärktem Singen und Trommeln marschieren sie auf der Station ein.

So geht es fort, bis alle Schulen angekommen sind.  
Ermüdung kennt der Schwarze dabei nicht.

Da der Missionar Beichtgelegenheit gibt, muß in der Nähe der Kirche Ruhe herrschen. Doch das bringt die Leute nicht in Verlegenheit. Sie suchen einen anderen Platz und dann wird weiter getanzt.

Die Frauen und Mädchen können ihre Tanzwut noch nicht austoben, denn sie müssen Wasser holen, Holz sammeln, Essen kochen usw. Aber sie trösten sich damit, daß sie morgen und übermorgen Zeit genug haben werden, um nach Herzensus zu tanzen. Manche von ihnen lacht sich still vergnügt ins Fäustchen, hat sie doch wieder eine „Erfindung“ gemacht, um den Tanz zu verschönern.

Nach dem „Angelus“ hörte der Tanz auf und die Männer gingen nachschauen, was die Mutter gekocht hat. Nach der Mahlzeit legten sich die Eingeborenen zur Ruhe. Natürlich waren die Weiberleut die letzten, mußten sie doch noch aufräumen.

Um Mitternacht rief die Glocke zur Mette und eilig eilten die Leute herbei. Andächtig und gesammelt wohnten sie der Mette bei und alle Christen gehn zur hl. Kommunion. Da kommt es manchmal vor, daß Katechumenen oder gar „Grüne“ in ihrem Nachahmungstrieb sich zur hl. Kommunion drängen, aber sie werden vom Lehrer zurückgehalten. Nach gemeinschaftlich verrichteter Danksgabe, begeben sich die Leute wieder zur Ruhe.

Um 6 Uhr am Weihnachtsmorgen rief die Glocke zur hl. Messe und andächtig wohnte man ihr bei. Nach der hl. Messe nahmen die Schwarzen ihr Frühstück ein und nun erst kam richtiges Leben in die Leute. Alle rüsteten sich zum Tanze. Heute galt es sein Bestes herzugeben, denn es war der Ehrgeiz jeder Schule in der Art des Tanzes und Pantomimespiels alle Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen. Die Brüder mischten sich unter die Leute, um Ordnung zu halten. Und es war manchmal sehr notwendig; denn es gibt auch unter den Schwarzen solche Hitzköpfe, die das „Aus-dem-Felde-schlagen“ auf eigene Art verstehen und „Händel“ anfangen; doch wurde die Eintracht nicht gestört. Wie sollte auch ein Wortwechsel entstehen können, wenn die „Musik“ andauernd „Fortissimo“ spielte, daß man kaum sein eigenes Wort hörte.

Um einhalb 9 Uhr war das Hochamt und hernach war das Allerheiligste den ganzen Tag ausgesetzt. Erbaulich war der Eifer und die Andacht der Eingeborenen, die Gruppenweise zur Anbetung kamen, trotz des verlockenden Zaubers der Trommeln. Natürlich war auch heute der Tanzplatz abseits von der Kirche gewählt worden, um die Andächtigen nicht zu stören.

Der Tanz der Eingeborenen ist ja eigentlich nur ein Hüpfen und Füßestampfen, wozu sie im Takte zur Trommel in die Hände klatschen und dazu je nach der Stärke ihrer Stimmbänder und Lunge singen. Während des Tanzes sind Männer, Burschen, Weiber und Mädchen streng getrennt. Meist bilden sie einen großen Kreis um die Trommler und einzelne Gruppen, die als Meistertänzer gelten, treten in den Kreis und zeigen ihre Kunst. Machen sie ihre Sache gut, so wird von den Umstehenden begeisterter Beifall geklatscht; geht's schief, dann fehlt es ihnen auch nicht an Spott. Diese Weihnachten errangen zwei Eingeborene, die mit Axt einen Scheinkampf aufführten, ohne Zweifel den heißumstrittenen Meisterstitel. Auch die Mädchen beteiligen sich natürlich an den Wett-Tänzen, allerdings nicht mit Speer und Axt, sondern mit einfacheren Verschönen-

rungsmitteln. So hatte eine Gruppe Mädchen kleine hohle Kürbisse mit Steinchen gefüllt an die Füße gebunden. In den Händen schwangen sie an Stöcke befestigte Konservendosen, welche ebenfalls mit Steinchen gefüllt waren. Sie tanzten und hüpfen und vollführten einen Lärm, als schleife man Ketten über ein Blechdach. Doch haben sie mit ihrer Erfindung eine gewaltige Sensation gemacht und werden bald viele Nachahmer finden. Auch die Weiber tanzen mit, ihnen sind scheinbar ihre kleinen Kinder, die sie auf den Rücken gebunden tragen, gar kein Hindernis. Man meint unwillkürlich, die Kleinen müßten bei dem Hüpfen und Stampfen ihrer Mütter die Seefrankheit bekommen. Ach woher! Die kleinen Kerle sind quitsch-fidel dabei und quittieren jeden Luftsprung ihrer Mamma mit lautem Gefrähe. Sogar die Kinder werden von der allgemeinen Tanzwut angesteckt, die vom Zuschauen allein nicht befriedigt



Reimlinger Missionsschüler besetzten die Stadttore von Nördlingen bei der Grinnerungsfeier der Schlacht bei Nördlingen (1634)

ist. Sie bilden eigene Gruppen, strampeln, hüpfen und schneiden Grimassen.

So geht es zu, bis es am Abend zum Segen läutet, dem alle beiwohnen. Nachher herrscht Ruhe. Die in der Nähe Wohnenden gehen heim, die anderen beziehen wieder ihre Quartiere bei Mutter Grün. Am folgenden Morgen gehen alle zur hl. Messe und Kommunion. Nach dem Frühstück geht der Tanz wieder an, doch nicht alle beteiligten sich daran; denn die weit entfernt wohnenden „Schulen“ rüsten sich zum Abmarsch und nachdem sie sich beim Missionar den Segen geholt haben, ziehen sie in Reih' und Glied, unter Gesang und Trommelschlag, heim.

So zieht eine Gruppe nach der andern davon und man atmet erleichtert auf, wenn am Nachmittag endlich die letzten abmarschieren und der Lärm der Trommeln verstummt. Der Schwarze hat natürlich eine ganz andere Ansicht, er hat von dem „Lärme“ nichts gehört. Auf lange Zeit dreht sich das Tagesgespräch in den Kraals um das schön verlaufene Weihnachtsfest. Jeder röhmt sich seiner Tanzkunst und lobt die Trommler; denn was täte man ohne sie! Ja! — Musik verschön't das Leben!

# Der Sohn des Freimaurers

Von Anna Kahser — Nachdruck verboten!

(Fortsetzung)

Herbert sah nur wie im Traum das schöne Bild. Vor seiner Seele stand die ernste Gestalt der längst verstorbenen und vergessenen Burgfrau, die in den Schlossruinen drüben lebte, als diese noch eine trügige Feste waren. Hier, wo die Kapelle steht, so erzählten alte Kirchenarchive, hatte die junge Edeltraut von Sturzels herzwehen Abschied von ihrem in den Sarazenenkampf ziehenden Ehemahl genommen. Hier hatte sie mit ihrem kleinen Sohne gestanden und ihm nachgeschaut. Hier fanden die Burginsassen den weinenden Knaben im Schoß der toten Mutter. Die lag mit leid gebrochenem Herzen vor der Kreuzigungsgrotte zu Füßen der Schmerzensmutter. Hier, an dieser schmerzgeweihten Stätte, hatte der heimkehrende Burg Herr der edlen Gattin ein Denkmal gesetzt, die Kapelle „von den sieben Schmerzen“. Hatte das Schwert von sich getan und war zu den Minderbrüdern gegangen.

Herbert fühlte, daß Ruth ihn ansah. Er wandte sich zu ihr. Sie wurde verlegen und senkte den Blick.

„Ich wollte nur mal sehen, ob du auch noch da bist,“ sagte sie, und ein leiser Vorwurf glitt durch ihre Stimme.

Er atmete tief auf, wie einer, der aus fremdem Traumlande heimkehrt.

„Verzeih, ich mußte gerade so lebhaft an irgend etwas denken, das dich aber interessieren dürfte. Ich glaube selbst, ich bin heute ein schlechter Kamerad. Aber ich will mich bessern.“

Ihr griff ein Angstgefühl ans Herz. Manche Jung-Mädchen-Schönheit möchte ihm draußen in der frohlebigen Museustadt begegnet sein, mit der sie sich nicht im entferntesten messen könnte. Wenn er ein anderes Bild im Herzen trüge . . . !

„Ruth!“

Sie erschrak, da er sie so schwer beim Namen nannte, und gab keine Antwort.

„Ruth!“ sagte er noch einmal. „Wirst du mich verstehen und — mir gut bleiben, was ich dir auch sagen mag?“

Die Angst bestimmt ihr den Atem. Nun wird es kommen, was sie dunkel ahnt . . . Daß sie fort könnte, damit er ihr Weh nicht sähe! Und sie nicht von dem Glück der andern hören müßte.

„Warum sagst du nichts, Ruth?“ fragte er.

„Was hast du denn eigentlich? Du bist so merkwürdig, so ganz anders als früher.“

„Ich glaube es selber, Ruth.“

„Warum nur? Bist du nicht gerneheimgekommen?“

Sie fragte es kaum hörbar und sah ihn scheu an. Da fühlte sie, wie fern sie ihm war, trotzdem ihr helles Kleid seinen Rocksaum berührte.

„Ich bin nie so gern nach Haus gekommen als dieses Mal, Ruht, glaubst du das? Ich habe sogar den ‚Fidelitas‘-Abschiedstrunk nicht mitgetan und sitze bei Freund Reinert deshalb tief in Ungnade.“

„Und doch bist du nicht gerne hier. Ich sehe es dir an,“ beharrte sie.

„Muß ich's beeiden, daß ich noch viel lieber daheim bin als früher? Hier, bitte!“ Er legte die Rechte auf die linke Seite und sah sie lächelnd und herausfordernd an.

Da verjüngte Ruth ein Lächeln, aber es gelang ihr nur halb.

Sie hatte schon in den Münchener Tagen die Kluft zwischen ihr und ihm gefühlt. Die wurde, einmal aufgerissen, nun immer weiter und war voll Rätsel. Die klemmten sie so, daß sie unbewußt rasch atmete und alles Blut ihr zum Herzen drängte.

Da sie seinen forschenden Blick fühlte, nahm sie hastig die halbzerpflückte Rose vom Schoß und steckte sie vorn im Kleid ausschnitt fest. Er sah, wie rasch die Rose beim Atemholen auf und nieder ging. Da wurde er ernst und sagte unvermittelt:

„Du kennst doch noch meinen Freund Helmuth, Ruth. Rate, was mit ihm ist.“

„Wie soll ich? Verlobt?“

„I — wo.“

„Verheiratet?“

„Muteist du ihm das zu?“ lachte er.

„Warum nicht? Wäre denn das so was Schlimmes oder Minderwertiges? Helmuth war doch ein Sonnenfroher, allerdings merkwürdig fromm. Man wußte nicht recht, wie man mit ihm dran war. Ein männlich Kräutlein Rühr-mich-nicht-an.“

„Ah, du pirshest dich langsam heran an die Sache.“

Unter einem plötzlichen Einfall wandte sich Ruth zu ihm: „Er will doch nicht etwa . . .“

„In die Kutte will er, ja wohl! Aber ist denn das so was Schlimmes oder Minderwertiges, daß du so entsezt bist?“

Er sagte es schallig, aber sie blieb todenst. Mit weiten Augen und halboffenem Munde sah sie über ihn weg, in jedem Zug ein banges Lauschen wie auf ein fernes leises Wetterrollen, von dem sie noch nicht wußte, ob es sich auf fremdem Grund entladen oder näher ziehen und ihren eigenen Garten zerschlagen würde.

„Seht, wo ich vor der geschehenen Tat-

sache stehe, wundere ich mich, daß ich mich gewundert habe," sagte Herbert wieder.  
"Das ist ganz Helmuth. Er wird ein immerfroher Sonnenbruder werden wie sein Odm Willibald. Er wird einmal lachend sein Stück Brot in den Bergquell tunken, wie weiland Bruder Franz in den umbrischen Gauen, oder wird es einem Rehlein geben und sich selbst von der Schwester Sonne sattrinken. Ich glaube, ich könnte es ihm nicht nachmachen."

"Wirklich nicht?"

Wie ein verhaltener Jauchzer entfuhr es Ruth. Da war das ferne schwarze Wölkchen mit einem Male versunken. Aber warum saß Herbert denn doch da mit einem Gesicht, wie ein ganzes Gewölt von Schicksal?

"Nein, Minderbruder werde ich wohl nicht werden. Dafür bin ich, glaube ich, nicht fromm und demütig genug."

"Hast du wirklich nicht ein wenig anderes zu erzählen, Herbert?" Sie hustete ein paarmal, um das Beben in ihrer Stimme zu verleugnen. "Es ist ja ganz gut, was dein Freund tut, und ich freue mich, daß es in unserer Zeit noch solche Helden gibt, aber . . ."

"Ah Helden!?" unterbrach er sie, und um seinen Mund und in seinen Augen war wieder das eigene Lächeln, in das der tiefste Ernst sie gerne flüchtet. "Da wirst du sicher auch vor mir ein klein wenig Respekt haben, wenn ich es mit solch einem Heldenuntum versuche, Ruth?"

"Her—bert!"

Das war schon helle Angst, die in dem Ruf debte.

Die Wolke kam näher.

"Ich glaube, du hast mich heute nur mitgenommen, um mich — zu quälen."

"Sag, Ruth, wäre denn das nicht schön?" — Er stockte, stemmte seinen weißen Spazierstock in die Sanderde und legte die Hände und das Kinn darauf. "Der schwarze Tilling geht auch hinüber in die Urwälder und bringt den Schwarzen unsere weiße Kulter. Aber die diesseitige. Da habe ich gedacht, warum soll ich es nicht einmal mit der jenseitigen wagen?"

Er hatte es ganz ruhig gesagt und blieb auch jetzt ruhig, als habe er das Ungeheuerliche von einem ganz Fremden erzählt.

Ruth sah eine Weile mit starrem Blick und ohne Atem zu ihm hin. Sie meinte, jetzt müsse es kommen, wie sonst so oft wenn er ihr einen Schabernack gespielt oder sie mit irgendeiner Gaunerpost garnarrt hatte. Jetzt müsse er auffspringen und loslachen und sie ausfoppen: "O, kleines Ruthmädchen, lauf doch weg! Ein Bär mit sieben Zähnen hat dich erwischt!"

Aber nein, diesmal lachte er sie nicht aus, ließ er sie unter der düsteren Wolke,

die näher und näher kam und ihr schon die ganze Sonne dunkel machte. Sie wollte etwas sagen, wollte fragen, aber sie bebte vor seiner Antwort. Und im Halse und in der Brust war's ihr so enge und so heiß.

Und er saß immer noch ruhig da. Mit einem Male hob er den Kopf, ließ den Stock fallen, verschränkte die Arme und schaute verloren ins Land hinaus: "Weißt du noch, Ruth, wie wir als Kinder unten am Seeufer saßen und Zukunftspläne machten?"

Sie nickte verloren, und ein jähres Rot stieg ihr ins Gesicht. Gewiß wußte sie's noch. In jener alten Burgruine wollten sie wohnen, er der tapfere Ritter, sie die Burgherrin. Ganz schön wollten sie sie wieder aufbauen, mit einem hohen, stolzen Turm. Und wenn dann wieder ein Kreuzzug ins Heidenland ginge, dann wollte sie ihn tapfer ziehen lassen, gar nicht weinen wollte sie wie die Ritterfrau Edeltraut. Oder sie wollte mit ihm ziehen und mit ihm sterben für den Heiland, der in jenem heiligen Lande gelebt hatte.

Sie sah Herbert scheu von der Seite an. Ob er das meinte?

Nein das meinte er nicht. Er würde doch sonst einmal zu ihr hinsehen. Da begann er wieder:

Als der P. Gerhard drunten im Kloster zum erstenmal aus der Mission kam und von den schwarzen Heiden, den großen und kleinen, erzählte, weißt du's noch, Ruth, wie wir Wochenlang nichts anderes gesprochen haben? Und nichts gespielt als Missionar und Missionsschwester?"

Jetzt sah er sie an mit einem Lächeln aus einem vergessenen Einst.

"Deine Puppe, die schwarze Ira, weißt du noch, Ruth, wie ich sie unter viel Ceremonien „Lilli“ getauft habe und du Mama und Patin zugleich warst? Als Lilli in dem allzu nassen Bade ihren schwarzen Wollschopf verlor und uns mit weißer Glaze anstarnte, dachten wir es uns als Zeichen, daß sie rein sei, und sie bekam ein weißes Kleid und einen neuen blonden Schopf von Tante Mathilde. — Und als wir dann, als P. Gerhard wieder abreiste, absolut mit ihm wollten, weißt du's noch, Ruth, wie du Onkel und Tante um eine Gondel quältest, daß wir übers Meer zu den Heidenkindern fahren könnten? All deine Puppen sollten mit für die kleinen Negermädchen."

Er schwieg ein paar Atemzüge lang, weil Ruths lautloses Stillsein ihn unsicher mache. So war es auch gestern abend bei der Mutter gewesen. Aber je stiller sie geworden war, um so ungestümmer hatte es aus ihm herausgedrängt, was heraus mußte. Aber das war eben sein kleines Heldenmütterchen, das aufrecht

unter einem schweren Lebenskreuze ging. Geweint hatte sie wohl und gezittert, wie vor einem nahenden Orkan Baum und Busch erzittern. Aber dann war sie wieder die starke Frau, in Natur und Übernatürlichkeit gleicherweise verwurzelt. Sie gab ihn hin, um ihn zu gewinnen. Herbert fühlte — er sträubte sich gegen diese Erkenntnis —, daß ihm das entscheidende Wort Ruth gegenüber schwerer wurde als das gestern abend. Sprach er es heute nicht, — ob er es morgen noch können würde?

Er raffte sich innerlich zusammen, trat das, was ihn von innen heraus so warm und weh und mit wirrer Gewalt überfluten wollte, mit gebieterischem Wollen niedert und rettete sich in den vorigen leichten Ton:

„Was meinst du, Ruth, — ist der Hert jetzt wohl groß und stark und mutig genug, solch eine Fahrt zu wagen? Allerdings — deine Gondel wird ein wenig zu zart und zu schade sein. Aber auf so einem flotten Bremer Dampfer . . .“

Er brach ab. Er fühlte mehr, als er es sah, daß Ruth ihn ganz verstanden hatte, und daß sie sich ihm zuwandte mit starren Blick, ein so großes Unverstehen, Nichtfassenkönnen in den erschrockenen Augen, als sei soeben eine ungeheuerliche Botschaft an ihrem Ohr vorbeigeglitten, die sie ganz und gar nichts angehen konnte, weil sie zu unmöglich, zu schrecklich war. In ihrem Auge lag eine einzige, beschwörende Bitte: „Sag', daß es nicht wahr ist, daß du mich nur erschrecken wolltest.“

Als sie ihn so ansah, scheu, im Blick ihr ganzes banges, zitterndes Herz, da erlosch ihr auch das letzte Hoffnungsslicht. Die Wolke war nun ganz über ihr, sank über sie, saß über einen ganzen wonnigen Lenzgarten und seine morgentrunkenen Blüten. Und sie stand hilflos in dem Dunkel und wußte nicht, wohin tasten nach einem Halt oder einem Fünfchen Licht. In ihrer Hilflosigkeit wußte sie nicht, woher sie blickten, wo sie ihr Weh verbergen sollte. Ein Zucken ging über ihr Gesicht. Und dann — ein erschütterndes Weinen. Es war, als brächen drinnen jähre Wellen auf, heiß und erstickend, und sie konnte nichts tun, sie zu dämmen. Wie ein Bäumchen unterm ersten Aprilsturmenschütterte sie dies würgende Weinen.

Da sprang Herbert auf und zog ihr die Hände vom Gesicht.

„Ruth, liebe Ruth, — was habe ich getan? Ich war ungestüm! Ich wußte nicht, daß . . . Komm, sei wieder gut! Laß uns heute nicht mehr davon sprechen.“

In herbem Mädchenstolz sprang sie auf und trocknete hastig ihre Tränen. Und zwang ihre Stimme zur Festigkeit:

„Laß! Es war — der Eltern wegen. Wie kannst du ihnen . . . das nur antun? Wissen sie es denn schon?“

„Mit der Mutter sprach ich gestern. Sie ist wohl traurig, aber sie wird mir helfen. Doch der Vater, . . . ich fürchte, das wird schwer werden.“

Aber an den Vater dachte er kaum in dieser Stunde. In seinem Herzen stritten Schmerz und Seligkeit. Wurde es ihm doch erst in diesem Augenblicke ganz zur Gewissheit, was Ruth in herbjungfräulicher Art ihn nur hatte ahnen lassen, — daß er ihr mehr als Bruder und Kamerad geworden war. Früher hätte ihn diese Gewissheit mit tiefem Glück erfüllt, jetzt beklommene und verwirrte sie ihn und sein Denken und Wollen und Entschließen. Einen Sturm beschwore sie ihm herauf, der ihn in kurzen Augenblicken in Höhen und Tiefen riß, seine Sinne in einen süßen Taumel hüllte, in dem all sein schöner Starfmut, das Bewußtsein unbegrenzter Opfersfähigkeit, das er am Morgen aus Messe und Kommunion mitgebracht, zu schlaffen Nebelschemen wurden.

Er kannte Ruths Eigenart und wußte, wie tief eine solche Enttäuschung sie treffen mußte. Sie war kein Schmetterling, der heute von dieser, morgen von jener Blume nippt, sondern einer jener ernsten Menschen, die vom Leben entweder ein einziges himmelweites Glück oder ein strenges, unabänderliches Entfagen empfangen.

Er saß halb abgewandt. Und heftiger begann es in ihm zu stürmen. Dieser Kampf rührte an die feinsten Saiten seiner Seele, verwirrte mehr und mehr sein zielsicheres Denken. Warum nur soll er die liebsten Menschen in Weh und Einsamkeit senken? Was ist das für eine Macht, die mit so absoluter Gewalt sich ihm in den Weg stellt? Ihn auf diesen Weg voll Dornen zwingt, wo er nach der lieblichsten Blume nur die Hand auszustrecken braucht? Ein Wort: „Ich bleibe!“ würde das junge, traurige Menschenkind an seiner Seite mit jubelndem Glück erfüllen. Warum spricht er es nicht?

Lockende Glücksbilder stiegen betörend auf, drohten ihm Herz und Sinne zu verwirren.

Mit heftiger Bewegung wandte er sich ab. Er durfte nicht hinschauen, sollte er nicht seiner Seele besten Teil an Menschen verlieren, wo er Gott bereits verschrieben war.

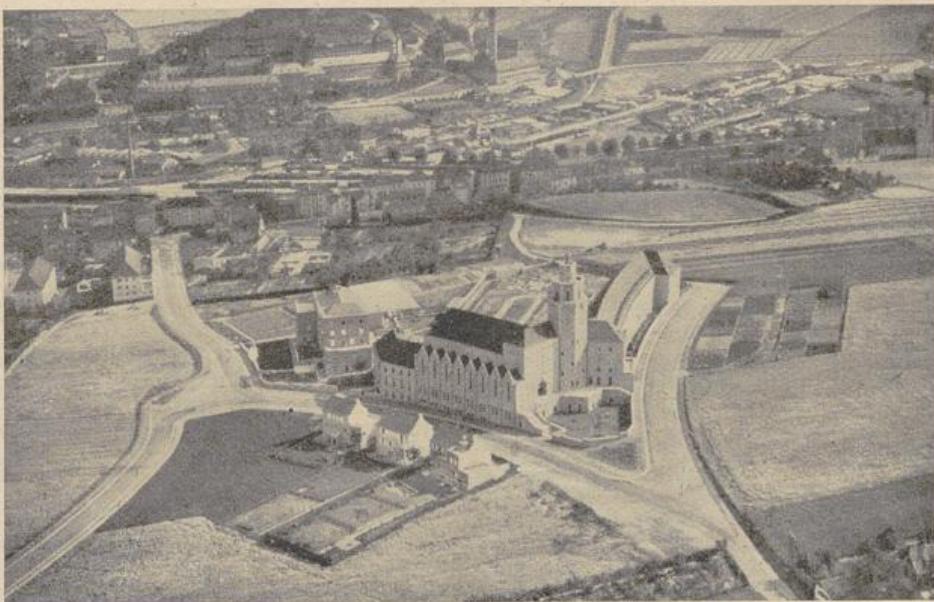
Ruth war aufgestanden und lehnte mit abgewandtem Gesicht am Stamm einer Buche. Müde sah sie ins Land und sah doch nichts. Ihr war, als sei bei jenem verhängnis schwerem Worte etwas in ihr zerbrochen, was für immer zerbrochen bleiben würde. In der Knospe war ihr kaum bewußtes Glück dahin.

Herbert stand auf, raffte sich mit Gewalt aus der Wirrnis, die ihn ganz umfingen wollte, und griff nach ihrer Hand. „Ruth“, sprach er bittend, „hast du denn kein gutes Wort für mich? Es tut mir ja auch so leid, daß es so kommen muß, aber ich darf nicht anders handeln. Ich hab's ja selbst kaum gewußt, was es eigentlich war, was mich seit Jahren, ich glaube seit der Knabenzeit, hin und her zieht. Der Herrgott selbst ist's gewesen, der mir nachstellte. Ich habe ihn nur nicht erkannt. Erst durch Helmuth riß er mir ganz die Binde von den Augen. Nun

ihres Lebens schon begonnen und sie ginge allein durch eine Wüste ohne Ende.

Iß denn das dieselbe schöne Gotteswelt, die sie noch vor Stunden so entzückte? Da trillerte hoch im Altherblau glückstrunken die Lerche, und nun steht die Sonne hinter den Wolken — die Lerche sank zu Tale, und nur die Nachtigall schluchzt im Gebüsch über den kurzen Erdensenz. Und der eben so munter sprudelnde Bergquell murmelt jetzt immer nur sein Heimwehlied: „Weißt du noch . . . ?“

Sie schrak plötzlich auf und griff nach Herberts Arm. Ein Geräusch wie von



Mariannhill Priester-Seminar, Würzburg. Flugbild: Kirche und Seminar

muß ich wohl dem Königsruf folgen. Und — ich will es auch.“

Er schwieg eine Weile. Dann fuhr er fort, indem er ihre Hand, die sie ihm entzog, fallen ließ: „Laß uns stark sein, Ruth. Auch ich hatte einmal gedacht, . . . hatte gehofft . . .“ Er sah sie an in verhaltener Bärtslichkeit . . . „Gott will es anders; laß es uns tragen wie gute Kameraden, gelt?“

Sie nickte, sah ihn aber nicht an. Zu sprechen war ihr unmöglich, wollte sie nicht aufzuweinen. Mit dem Starkmut schwergetroffenen Frauenstolzes beherrschte sie sich.

„Laß uns gehen. Onkel und Tante werden mit dem Essen warten,“ bat sie leise. Sie schob ihren Strohhut an den Arm und wandte sich zum Gehen. Still ging sie neben ihm her. Kaum, daß sie wußte, daß er noch bei ihr war. Ihr war, als hätte die hoffnungslose Einsamkeit

brechenden Alten und rollendem Gestein kam durch die Stille. Aus dem Buschwerk brach in jagendem Lauf ein Reh, ein verfolgtes, wundes. Blutspuren zeichneten seine Bahn. Als es die beiden Menschen sah, prallte es zurück. Dann war es, als wollte das angstgeheizte Tier Schutz bei ihnen suchen. Ein Blick traf Ruth aus den braunen, brechenden Augen, daß sie im Mitleid auffschluchzend den Kopf an Herberts Schulter lehnte. Aus dem Gehölz gellte das Kläffen der beutehunggrigen Rüden. Im letzten Aufbäumen der Todesangst stürmte das Reh ins nahe Dickicht, um an einem heimlichen Plätzchen zu sterben.

Ruth fühlte Todesweh. Und doch, daß Reh durfte seine Wunde in der Dunkelheit bergen, durfte ungesehen daran verbluten. Sie aber muß ihren Schmerz unter die Menschen tragen, und keiner darf darum wissen. Auch er nicht . . .

„Das arme Tier! Die grausamen Menschen! . . . Sich an solcher Todesnot zu weiden!“

Herbert nickte traurig. „Im Paradiese war es nicht so. Da wohnte der Löwe friedlich beim Lamm, und das Reh kannte keine Wunde . . . Auch die Menschen nicht!“

Sie schwiegen und waren, ehe sie sich's versahen, am Parktor der heimischen Villa angekommen.

Da hielt Herbert Ruth noch einen Augenblick auf. „Ruth, was ich dich bitten wollte; wirfst du beim Vater nicht gegen mich sein?“

Sie sah ihn an und nickte: „Nein.“ Dann gingen sie hinein. Ruth lief die Treppe hinauf und warf sich auf ihrem Zimmer weinend vor ihrem Bette hin. Hier brauchte sie ihren Schmerz nicht zurückzudrängen. Dieser Raum hier war ihr eigenstes Heiligtum, das all ihr friedliches Kinderglück und seliges Mädchenträumen miterlebt hatte.

Wäre nur erst alles vorüber . . . und er schon fort!

Ihm winnt ein neues, hohes Glück. Er darf seinem Ideal, ob es auch noch auf fernen Bergen liegt, zustürmen wie ein führner Feldherr. Ob er dabei all die zarten Blümlein, die eine reine Mädchenliebe ihm auf den Weg gestreut, zertritt, was wird's ihn kümmern? All die heilige Glut, die sie drinnen in unentweibter Grotte für ihn bewahrt und gehütet hat, wie eine Vestalin ihr geweihtes Feuer, was wird es ihn an seinen fühlten Altären einmal anfechten, wenn sie, niemandem zunüze, verglimmt wie Kerzen in Gräften?

Er wird seine Liebe zu einem fremden, wilden Volke tragen, das ihn nichts angeht, das doch solch ein ungeheures Opfer weder erfassen kann noch zu schäzen weiß.

Ruth erschauert, da sie an die Strapazen und Greuel denkt, von denen Pater Gerhard der Tante und ihr unlängst aus seinen „wilden Jahren“ erzählt hat. Solch ein Leben will Herbert wählen, die Bequemlichkeiten und den Komfort des Elternhauses mit einem Nomadenleben im dunkeln Erdteil vertauschen. Sie selbst hat stets mit unbegrenzter Verehrung zu der ernsten Alsatengestalt Pater Gerhards aufgeblickt, hat sein unbegreifliches Opferleben bewundert, aber nie ganz begriffen. Ihr schaudert, wenn sie sich Herbert in der rauhen Kutte denkt.

Bitter und fassungslos weinend lag Ruth eine ganze Weile auf den Knien. Bis nach und nach ruhigeres Denken gegen den Sturm aufzustehen wagten:

Ist Herbert denn vornehmer als der hochgeborene Fürstensohn von Gonzaga, der das Prinzenkleid gegen das arme Ge-

wand eines Jesuitennovizen vertauschte und mit dem Bettelsack durch die Straßen Roms zog?

Ist der Geist, der Herbert drängt, derselbe, der jenen zu solcher Opferat drängte, dann, ja dann tut sie ja Unrecht, wenn sie sich gegen eines Höheren Gesetz sträubt. Darf sie Herbert den Kampf noch schwerer machen? Ist es nicht Selbstsucht, ihr Glück in den Vordergrund zu stellen? Darf sie noch ihre Wünsche auf ein Gut richten, darauf Gott selbst die Hand gelegt hat? Wenn sie ihn einer irdischen Rivalin hätte abtreten müssen, dann, ja dann würde sie stolz — und sei es mit brechendem Herzen — den Weg freigegeben haben. Ist nun ihr Schmerz nicht ungleich milder, da sie ihn von Gott empfangen hat und ihn zu jeder Stunde wieder zu ihm bringen darf!

Sie sprang auf und zwang die wirren Geister der Erregung zur Ruhe. Kühlte die brennenden Augen und trat zum Fenster, um sich zu sammeln. Unten mußte man sie bereits vermissen, und es sollte doch keiner merken, welcher Sturm ihr Innerstes in seinen Tiefen durchbraust hatte.

Sie sah in den Park hinab. Auf Busch und Baum und Blüte lag die sengende Glut des Hochsummers. Unten sah sie Herbert unter schattigen Akazien gehen. Mit starkem Willen wandte sie sich ab. Er durfte ihr das nicht mehr sein, was er ihr war. Es dunkte sie wie Gottesraub.

Sie trat vor den Spiegel, um zu prüfen, ob kein Gesichtszug ihre Seelenstimmung widerspiele. Überrascht sah sie auf ihr Bild. Sie erkannte sich kaum wieder. War sie denn in Stunden um Jahre älter geworden?

Sie erschrak vor dem strengen Ernst, der ihr aus den eigenen Augen entgegenschauete.

Kindheit und Jugend hatten einen jähen Abschluß gefunden. Ein Sturm hatte des Maien ganze Blüten weggefegt und nichts gelassen als einen Sommer ohne Ernte.

Sie ging hinunter. An der Tür des Wohnzimmers trat ihr die Tante entgegen. Wieder begann es um Ruths Mundwinkel zu zucken. Frau Werner sah es und nahm sie in die Arme.

„Kind, wein' dich aus. Du bist bei deiner Mutter!“

Ruth machte sich los und preßte einen Augenblick die Hand an die Augen.

„Wir müssen ihm helfen, Tante,“ jagte sie leise mit einer Festigkeit, über die sie selber staunte. Ihr Mädchenstolz möchte ihr zu Hilfe kommen. Nicht einmal die Tante sollte wissen . . .

Frau Mathilde sah überrascht Ruths gefasstes Wesen. Wie war das nur mög-

lich? Sollte sie sich über ihre Gefühle getäuscht haben?

„Ich hatte gedacht, Ruth . . . Weißt du denn nicht . . .?“

„Ich weiß alles. Aber — darf ich behrnen, was Gott gehört?“

Frau Mathilde staunte. War dieses junge, verwöhnte Kind, dem noch auf seinem Wege das Leid begegnet war, in Stunden zum starken Weibe geworden?

Da hörten sie draußen einen Schritt — Herbert.

Ruth drückte einen Kuß auf der Tante Stirn und preßte einen Augenblick unter dem neuauftreigenden Weh ihre Hand. Dann gingen sie zusammen ins Esszimmer, wo der Hausherr bereits auf die Damen wartete.

Justizrat Werner stand, lebhaft redend, mit Herbert an einem Seitentische. Vor ihnen lagen Pläne, Zeichnungen: das Projekt zu einer reizenden Gartenvilla — seine Gratulation für Herbert zum Staats-examen.

Der Justizrat war enttäuscht, daß sein Sohn für seine Überraschung so wenig Freude zeigte.

„Schau her, Ruth, das reinste Feenschlößchen! Und der Doktor Werner jun. steht daneben, als wäre ihm ein schlechter Streich gespielt.“

„Mitnichten, Vater. Der Plan ist herrlich. Aber . . . für wen hast du dir das ausgedacht? Ich meine, unser Haus hat Raum in Fülle. Du hast es zu gut mit mir vor, aber . . . ich bin wirklich nicht so anspruchsvoll.“

„Na, aus dir spricht ja plötzlich der besonnene Jurist. Aber das sollst du erst an zweiter Stelle sein. Erst Mensch, der dem Leben das Schönste abgewinnt. Dein Vater macht dir die Wege eben.“

Als keiner ein Wort sagte, fuhr der Justizrat fort: „Ist es nicht prächtig? Hier die Borderfront auf den See hinaus, mit Erker, Balkon und einer breiten Terrasse. Nach der Südseite der Wintergarten und anschließend ein langer Weinlaubengang, der das Schloßchen mit unserm Heim verbindet. Nach Osten der Eichen- und Tannenforst. Kinder hätten die Götter einen herrlicheren Plan erdenken können?“

„Sicher nicht, Vater. Aber . . .“

Herbert stand auf glühenden Kohlen. Da machte der Vater arglos Pläne. Und er . . .? Ist es nicht wie ein Schlag ins Gesicht, was er ihm schon in den nächsten Stunden antun will?

Frau Werner macht sich am Esstisch zu schaffen. Ruth schaute auf die Zeichnungen und sah nichts als Nebel.

„Zum Donnerwetter, was ist los, Kinder? Ich glaube, ihr habt euch gezankt. Ist ja, als gingen die Leichenbitter im Hause um.“

„Komm, Kurt, laß uns essen und gleich weiter projettieren. Die Hitze erschläfft die Lebensgeister,“ kam Frau Werner vermittelnd dazwischen.

„Meinetwegen. Das Examen mag dem jungen Herrn noch in den Gliedern sitzen.“

Aber auch beim Essen lag es wie ein Alp auf der kleinen Gesellschaft. Herbert fühlte das Damoklesschwert über seinem Kopfe. Immer wieder mußte er den Vater ansehen. Wie lange würde er ihm noch ein liebvoller Vater sein? Wie lange ihn noch „seinen Jungen“ nennen?

Ruth würgte schweigend ein wenig hinunter. Wie im Traume hörte sie Herbert vom Examen, von seinen Freunden, vom Leben in der Residenz und in den Zirkeln erzählen. Der Justizrat interessierte sich für alles. Man sah ihm an, wie stolz er auf seinen Sohn war.

Ruth war erlöst, als sie in ihre vier Wände entfliehen durfte. Herbert sah ihr mit einem Blick ins Gesicht und staunte über den fremden Ausdruck.

„Sie hat rasch überwunden,“ dachte er in ehrlicher Selbstunterschätzung. „Wäre ich nur auch erst so weit!“

Er hatte vorgehabt, noch ein paar Tage zu warten, ehe er den Vater in sein Vorhaben einweihte. Aber er fühlte, diese Hochspannung ertrug er nicht länger. Er mußte sich mit dem Vater klar werden, bald.

\* \* \*

Es war Nachmittag. Justizrat Werner saß in seinem Arbeitszimmer und dachte angestrengt über einen komplizierten Rechtsfall nach, als sein Sohn hereintrat.

Frau Werner hatte den Gatten vorbereiten wollen. Herbert hatte lächelnd abgewehrt: „Der erste Sturm soll über mein Haupt allein kommen.“

„Störe ich, Vater?“ begann Herbert.

„Du störst mich nie, mein Junge. Kommst mir gerade recht. Ich habe da einen Fall . . . Aber warum so offiziell?“

Mit Vaterstolz betrachtete er seinen einzigen und wünschte sich im stillen Glück zu solch einem Sohne. Nur seine Einstellung in bezug auf Religion, Kirche und der gleichen blöde Überflüssigkeiten will ihm immer weniger passen für einen Mann seiner Stellung und seines Namens. Aber das wird sich geben, wenn er mal die Augen gründlich aufmacht. Er ist nun mal Idealist und ein wenig Schwärmer. Das hat er von der Mutter. Es steht ihm diese

Eigenart ja eigentlich nicht schlecht, sie paßt zu ihm . . .

Schweigend saß Herbert dem Vater gegenüber.

Der sah ihn forschend und besorgt an:

„Was hast du nur mein Sohn! Machst Augen wie sieben Wochen Advent. Bist mir so ganz anders heimgekommen, als ich's gedacht.“

„Hast du ein wenig Zeit für mich, Vater?“

„Das weißt du doch. Bin froh, daß ich dich mal wieder habe.“

„Ich wollte einmal mit dir über eine Sache sprechen, Vater, die — meine Zukunft angeht. Das Examen liegt nun hinter mir . . . und ich möchte . . .“

Eine zielsichere Entschlossenheit war über Herbert gekommen, als der Alp von seiner Seele war.

Nun aber brach das Unwetter über ihn herein. Mit vor ungeheurer Erregung heißer Stimme fuhr Werner auf, noch mühsam beherrscht:

„Hast du den Verstand verloren, — oder habe ich nicht recht gehört?“

„Es ist mir Ernst, lieber Vater, ich möchte wirklich Priester — Missionar werden und bitte dich um deine Erlaubnis.“

„Missi — o — nar?“ donnerte Werner, wie von einem Wetterstrahl getroffen, und warf den Stuhl, worauf er saß, polternd zurück. „Missi — o — nar? Ich frage noch einmal, bist du toll geworden? Oder



Missionsseminar St. Joseph Reimlingen, bähr. Schwaben

Er stockte, weil ihm die Stimme heißer wurde. Unruhig stand er auf und stellte sich mit dem Rücken gegen das Fenster.

„Zum Donnerwetter, was ist denn in dich gefahren? Bist doch wohl nicht bang vor deinem Vater. Hast du ein Duell . . . oder Schulden? Oder willst gar heiraten? . . . Eine Primadonna aus dem Münchener Hoftheater vielleicht?“

Werner lachte belustigt über seinen größten Einfall. Dann aber wurde er unruhig. Sollte der Junge wirklich anderweitig Feuer gesangen haben und die Rücksicht auf Ruth ihn behindern . . . ? Nun da gab's doch Aluswege, so leid es ihm selbst täte.

Herbert gab sich einen Ruck und sprach fest:

„Vater, ich möchte Priester werden.“

Die Würfel waren gefallen.

Totenstille — unheimlich. Es war, als setzte dem Justizrat für Sekunden der Atem aus. Mit vorgebeugtem Oberkörper starrte er zu seinem Sohne hinüber.

willst du dir einen greulichen Scherz mit mir erlauben?“

„Ich bitte dich, Vater . . .“

„Nichts zu bitten! Mein Einziger, mein Stolz, mein Erbe, für den ich seit Jahrzehnten arbeite . . . Kuttentrödel?“

Er lachte, ein hartes, unheimliches Lachen. „Und dafür willst du meinen Segen? Köstliche Idee! Wo du die nur her hast?“

„Von Gott,“ entgegnete Herbert mit ernster Bestimmtheit.

Seine Ruhe, obwohl sie nur äußerlich war, machte den Vater noch aufgebrachter.

„Vater, ich bitte dich, höre meine Gründe. Gott ruft mich. Es ist mein Beruf, und . . .“

„Kein Wort mehr!“ rief der Justizrat in maßlosem Zorn. „Glaubst du, wenn du verrückt geworden bist, sei ich es auch? Gott? — Hirnprodukt! Beruf? — Was du willst und erstrebst und erreichst, das ist dein Beruf und dein Gott. Wenn diese Idee nicht so absurd wäre, sollte man darüber lachen. Aber ich sage dir: Wenn du Eltern und Heimat behalten willst,

dann räumst du augenblicklich auf mit diesen Narrheiten!"

"Wenn du mich nur einmal ruhig anhören wolltest, Vater. Es ist eine Notwendigkeit in mir . . . Es tut auch mir leid, euch Hoffnungen zerstören zu müssen."

"So, es tut dir leid?" Scharfe Ironie lag in Werners Stimme. "Nur, daß dir die Käffern und Kannibalen und der gleichen Gewürm lieber sind als deine Eltern, denen du alles bist," — seine Stimme schwankte einen Augenblick — „und auch lieber als die Liebe eines jungen, vertrauenden Menschenkindes."

Verhalten hatte er das letzte gesprochen. Durchdringend sah er seinen Sohn an, um die Wirkung zu erforschen.

Herbert fühlte einen harten Schmerz, als er den Vater so schwer getroffen sah. Ein heftiges Verlangen packte ihn, zu ihm zu gehen und ihn zu beschwören: "Vergeß, was ich sagte! Es ist nicht wahr! Sei wieder gut."

Aber nur jetzt nicht schwach werden. Sonst war alles verloren. Und so preßte er die Zähne zusammen und sah dem Vater ruhig ins Auge. Konnte es aber nicht hindern, daß seine Stimme zitterte:

"Auch das darf mich nicht halten, Vater. Glaub' es mir, ihr alle seid mir teurer gewesen als jetzt. Auch ich habe schwer gerungen, bis ich zur Klarheit gekommen bin, . . . tue es noch. Aber wenn Gott ruft, müssen alle andern Stimmen schweigen . . . auch die der Natur."

"So—o? Ist das euer Christentum der Liebe? Ist das die Nutzanwendung aus dem sogenannten vierten Gebot? Aber das ist ja recht Pfaffenart. Über gebrochene Herzen, ja über Leichen geht ihr Weg einer eingebildeten Pflicht, die brutal jedem Menschengefühl Hohn spricht . . . Armer Junge, bist den Kutten in die Hände gefallen. Bist ihnen ein dankbares Objekt mit deiner Schwärmernatur und—deines Vaters Bankkonto."

Herbert wollte auffahren bei dieser Verdächtigung. Aber er bezwang sich. Er konnte den Schmerz des Vaters nur zu gut verstehen. Der Schlag war zu unzähllich gekommen, und die ungeheure Erregung machte ihn hart.

"Gott weiß, kein Wort sprach ich bisher mit einem Welt- oder Ordenspriester über die Sache. Es hat immer in mir gelegen, ich habe es nur nicht erkannt. Erst als Karl Helmuth — du kennst ihn ja von unserem Lichterfest am See — er ist Missionar geworden."

"Wa—as? Helmuth mit seinem glänzenden Rednertalent — in der Kutte? Kostbar! Ein Stück dunkeln Mittelalters

hat sich doch in unsere helle Zeit hineingerettet. Es ist eine Schande! Wie gesagt, das Kapern haben diese Maulwürfe von jeher verstanden. Und die Besten sind ihnen immer gut genug."

"Ja Vater, da hast du recht. Die Kirchengeschichte beweist es. Aber warum sind es meistens die Besten? Das sieht doch voraus, daß es das höchste Ideal ist, das sie erwählen. Die Natur im Menschen drängt nicht auf solche Wege."

"Bleib mit mit solch abgeernteten Argumenten vom Halse," fuhr Werner auf. "Jeder Narr wird seine Vorheiten mit solchen begründen wollen. Bedenke, auch dein Vater hat Ideale gehabt und erreicht, aber sein Weg ging nicht über zertrümmerte Herzen und zerbrochene Hoffnungen. Das vierte Gebot aber hat er auch ohne Pfaffenmoral besser gehandhabt als du."

"Vater!"

"Ich will nichts mehr hören!"

Eine furchtbare Gewißheit stieg in Herbert auf. Sollte der Vater doch zu jenem unseligen Geheimbunde gehören, der in radikalster Form die Vernichtung jedes geöffneten Christentums auf seine Fahnen geschrieben hat . . . ?

Bekannte der Vater sich in irgend einer Form zu dieser Gemeinschaft, dann war an eine Verständigung nicht zu denken. Logenmitglied und der Sohn Ordenspriester, das vertrüge sich wie Gott und Lucifer. Dann durfte der Vater ja nicht einmal nachgeben, oder schwere Konflikte, vielleicht sogar Bohkott seitens der Loge drohten ihm. Herbert kannte die unbeugsame Konsequenz des Bundes.

Ein Seufzer stieß in ihm hoch. Sein herrlicher Vater, trotz seiner antichristlichen Gesinnung für ihn die Verkörperung edler Männlichkeit, dessen Gerechtigkeit und Gerechtigkeitsinn allbekannt waren, — Freimaurer?!

Seit seinen Kindertagen hat er ein dunkles Empfinden, als ob trotz äußerer besten Einvernehmens zwischen den Eltern etwas nicht stimme. Woher sonst die merkwürdige Schwermut, die stets auf der Mutter lag? In seinem Erstkommunionstage hatte sie verweinte Augen. Der Vater hatte eine dringende Abhaltung vorgesetzt, hatte wohl an dem häuslichen Festmahl, aber nicht an dem kirchlichen Liebesmahl teilgenommen.

Und als er ins Jesuitenkolleg gewollt hatte, welch einen Sturm hatte es abgesetzt! Der Vater war Sieger geblieben. Und als Ruth nach Valkenburg zu den Ursulinen ging, war's dasselbe. Da aber hatte die Mutter gesiegt.

Auch des finsternen Gesichtes erinnerte sich Herbert, als er dem Vater seinen Beitritt zur „Burgundia“ mitgeteilt hatte.

„Warum denn zu denen?“ hatte er ärgerlich geäußert. „Fürchtest du eine Schramme?“

„Das nicht, Vater, aber die Mensur widerstrebt mir, schon darum, weil sie gegen die kirchliche Auffassung ist.“

„Du großes Kind!“ Unendlich ironisch hatte der Vater es gesagt.

Und dann der intime Verkehr mit dem schwarzen Campalla, dem italienischen Vetter, der die „blaue Villa“ in der Nähe bewohnte! Solange Herbert denken konnte, war ihm der Romane mit dem nachtdüsteren Blick und dem glatten, immer lächelnden Wesen unheimlich. Die Verkörperung eines Dämons schien er ihm. Trotz der verwandtschaftlichen Beziehungen kam er nur selten ins Werner-sche Haus, aber Herbert wußte, daß er und der Vater sich oft außerhalb trafen und dann und wann gemeinsame Reisen im In- und Auslande machten. Über diesen Reisen lag etwas Geheimnisvolles. Weder die Mutter noch Ruth erwähnten sie je, und er aus einer gewissen unbehaglichen Scheu heraus auch nicht.

Dann die geheimen Zusammensetzungen, die in gewissen Abständen in der blauen Villa stattfanden! Einige Male war Herbert um Mitternacht in der Nähe umhergestreift. Eine unerklärliche Angst um den Vater hatte ihn hinausgetrieben und auch die Unraust und leidvolle Sorge, die er an solchen Tagen an der Mutter merkte. Aber nie hatte er den Vater den Weg zur blauen Villa hin- noch zurückgehen sehen. Nie hatte er ergründen können, ob er jenem dunklen Bunde wirklich und wahrhaftig sein „Kredo“ zugeschworen hatte.

In diesen letzten Augenblicken, wo, wie nie zuvor, der Haß gegen alles Christliche jeden Nerv und jede Miene des Vaters vulkanartig durchbebte, wurde der jahrelange Verdacht ihm zur Gewißheit.

Herbert strich sich über die Stirn, die quälenden Gedanken zu verscheuchen.

Der Justizrat saß finster da, den Kopf in die Hand gestützt, wie einer, der ganz zerschmettert ist.

„Vater!“

Werner fuhr herum. „Nun, hast du dich zur Vernunft besonnen?“

„Ich bitte dich, Vater lasst uns morgen ruhig darüber sprechen. Es ist dir zu unerwartet gekommen.“

„Ich habe mein letztes Wort gespro-

chen,“ stieß er aus, sprang auf und stürzte hinaus.

Herbert stand noch einige Augenblicke und lauschte ihm nach. Ihm war, als schwöre er halt- und heimatlos zwischen zwei Welten, entwurzelt aus der einen und halbfremd noch in der andern. Die Stille um ihn war, wie sie nach grossenden Wetterschlägen lautlos und unheimlich über Menschen kommt. Er hatte das Gefühl, als hätte er schon jetzt kein Recht mehr in diesen Wänden und darum wollten sie ihn erdrücken.

Er ging und schlug den Weg zum Buchenthalde ein. Er wußte, Mutter und Ruth warteten mit Spannung auf das Ergebnis der Unterredung. Aber er konnte ihnen jetzt nicht entgegentreten. Er mußte hinaus, brauchte Höhenluft für sein aufgewühltes Innere. Droben auf freier Bergeshöhe würde er den Hauch der Gottesnähe spüren und freier atmen können.

Je höher er stieg, um so mehr fiel alles Beengende, Hemmende von ihm ab. Durch seine Seele ging ein tiefes Atmen-holen.

„Wer hier oben sich eine Hütte bauen könnte!“ dachte er. „Und nie mehr hinunter brauchte.“

Er ließ sich auf einem umgestürzten Baumstamm nieder. Da hörte er plötzlich über sich ein mächtiges Flügelschlagen. Er war einem Adlerhorst zu nahe gekommen. Nun schwieb der herrische König der Einsamkeit mit empörtem Geschrei über ihm, dem Störenfried, der es wagte, seine Höhenruhe zu entweihen.

Herbert sah dem mächtigen Luftbeherrschter nach, wie er höher und höher stieg zur blauen Altherhelle.

Adler! Gab es nicht Adlerseelen zu allen Zeiten? Die auf staubbefreiten Schwingen aufwärts strebten, hinaus über die Menschen und Dinge des Alltags, näher und näher den Sphären, wo nur mehr der Geist atmet und herrscht und in allen Tiefen Stille ist?

Wie er so dasaß, den Blick in die Ferne gerichtet, tauchten sie im Lichtfreise des Horizontes auf, die Großen versunkener Zeiten, die Bahnbrecher neuer geistiger Epochen, die Säulen des Gottesreiches, die Leuchten der Klöster und Kanzeln, die gewaltigen Helden der Einsamkeit, die Gottsucher in Hermelin und Diadem. So verschieden ihre Bahnen waren, Entscager waren sie alle.

(Fortsetzung folgt)